Kleine Schriften zur Unterhaltung

von

Georg Gustav Fülleborn.

Erste Sammlung.

Breslau und Leipzig,
bey Wilhelm Gottlieb Korn,
1797.

P. o. germ. 409

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

42 B6

Vorrede.

Ehe ich mich anschickte, diese Vorrede zu schreiben, waren alle die Nachrichten und Urtheile, welche ich mir erbethen hatte, richtig eingelaufen.

Urtheile? über diese Sammlung? Bewahre! dann würde sie vielleicht gar nicht existiren, besonders, wenn ich an die Herrn X. Y. Z. denke.

Es verhält sich anders. Ich hatte mir nämlich von mehreren Bekannten, die viel und vielerley lesen, zur Nach-

richt ausgebethen, was sie so eben Unterhaltendes gelesen hätten, oder was sie überhaupt für sich unterhaltend fänden? Und es sey mir erlaubt, einige ihrer Antworten hier öffentlich aufzubrechen und den Haupt-Inhalt daraus mitzutheilen.

No. 1. „Ich lese nichts Deut„sches mehr, aus dieser Gattung. „Engländer und Franzosen gewähren „mir mehr Unterhaltung. Der Deutsche „ist hier lahm und kraftlos.“ (Also Ein Leser weniger!)

No. 2. „Göthes Meister hat „mich bisher allein unterhalten: ich „kann nicht satt werden, das feine „und saubre Detail und die edle feste „Sprache zu bewundern. Tiefe Blicke

„in das menschliche Herz ist man von „diesem Genie gewohnt. Mir hat Meister nie auf den Fuß treten dürfen.

„No. 3. Englischer Ernst mit „Französischer Leichtigkeit und Deut-„schem Edelsinn findet sich in Lafon-„taines (oder Miltenbergs) Schriften „vereinigt. In diesen wird mir jede „Art der Unterhaltung zu Theil: der „Verfasser weiß zu rechter Zeit Thrä-„nen und Lachen zn erregen.

„No. 4. Seit der neuen Aus-„gabe von Wielands Werken habe „ich alle andre Lectüre bey Seite ge-„worfen. Wie kann Jemand nach „einem andern Buche fragen, der die „Wielandschen Schriften in der Hand „hat! Decies repetita placebit!

„No. 5. Ich habe die ältern „Sachen von Hermes, Wezel und „andern wieder zur Hand genommen. „Den erstern insbesondre lieb ich sehr. „Sein Detail ist nachlässiger und freier: „seine Erzählung giebt eine Art von „Dialog: der Leser ist mit dabey, „sieht alles entstehen, und spricht zu „allem mit. In seinem Hermäon fin„den Sie Stücke, die er der wahre„sten Natur unmittelbar nachgezeich„net hat.

„No. 6. Mich haben Lichten„berg und Thümmel auf lange Zeit „verwöhnt. Der melancholische Froh„sinn des einen, und die zarte Uep„pigkeit des andern treiben mit der

„Seele des Lesers das wunderlichste
„aber unterhaltendste Spiel.

„No. 7. Meine Stimme fällt
„für die Romane des Verfassers von
„Siegfried Lindenberg und der
„Sara Reinert. Zwischendrein
„nehme ich die Sachen vom Verfas-
„ser des Erasmus Schleicher zur
„Hand. Der Mann unterhält mich
„dadurch, daß er selbst so amüsirt
„aussieht.

„No. 8. Abwechselnd les ich die
„Sachen von Friedrich Schulz und
„von Spieß. Der erste ist ein Schrift-
„steller von feiner Welt: der leztre
„weiß die Phantasie zu reitzen.

Vorrede.

„No. 9. Der originalste Schrift-
„steller unsrer Zeit ist der sogenannte
„Jean Paul. Er hat sich eine eig-
„ne Welt erschaffen, in der er allge-
„waltig herrscht. Um der Kraft wil-
„len, womit er die Gefühle des Le-
„sers zu handhaben versteht, um der
„edeln Menschlichkeit seiner Personen,
„um der ruhigen Freundlichkeit wil-
„len, womit er dieses Leben ansieht
„und erträglich zu machen sucht, ver-
„zeih' ich ihm gern manchen Aus-
„wuchs des Eigensinns und der Nach-
„lässigkeit. Er hat eine Gewandheit
„in Bildern und Gleichnissen, wie
„Plutarch und Swift, und eine Fülle
„des Ausdrucks, die den Leser erschreckt.
„Aber er will verstanden seyn, und

„es giebt nur wenige Seelen, die ihn
„verstehen können. Dem heitern la-
„chenden, immer hellen, immer glat-
„ten Manne gefällt er nicht: wer ihn
„lieben soll, muß gelitten, muß Zwei-
„fel, muß moralischen Kummer haben.

„No. 10. Am meisten unterhal-
„ten mich die sogenannten Ritter-
„sachen, schlechte und gute. War-
„um? das weiß ich so eigentlich selbst
„nicht. Zum Theil vielleicht darum,
„weil alles sehr leicht zu übersehen und
„ohne feine Verwicklung ist.

„No. 11. Schillers Schriften
„behalten für mich immer noch das
„meiste Interesse. Die glatte Musik

„seiner Gedichte, das Geheimnißvolle „seiner Philosophie, und die Künst„lichkeit seiner Sprache gewähren mir „eine angenehme Beschäftigung.

„No. 12. Jakobi's Woldemar „hat mich unterhalten, ob ich gleich „nicht ganz damit zufrieden bin. Sei„ne Platonisch-Petrarkische Art über „Empfindungen zu philosophiren wird „in die Länge widerlich: sie ist zu „weich, zu süßlich. Die Haupt-Cha„raktere kann ich nicht verstehen, sie „spielen mit einander selbst und mit „dem Leser Verstecken.

No. 13. — Doch es mag für mich und die Leser mit diesen Berichten genung seyn!

Vorrede.

Da steh ich nun allen diesen Privat-Recensionen gegenüber, mit einer Sammlung, die ebenfalls zur Unterhaltung bestimmt ist. An welche der obigen Nummern soll ich sie anschieben? Oder wird es ihr gehen, wie den Megarern, die das Orakel weder für die dritten noch vierten noch zwölften halten wollte *)? Oder werden die Leser und Beurtheiler selbst eine Nummer dafür auswählen, etwan eine, die mir nicht viel Ehre macht.

Ich weiß es nicht. Nur so viel kann ich mit Gewißheit sagen, daß

---

*) Daher die Redensart: nullo numero esse, gar nichts seyn und bedeuten.

meine Ansprüche nicht sehr groß sind, und daß ich ganz zufrieden bin, wenn Leser und öffentliche Beurtheiler dieser Sammlung, nachdem sie viel, viel Schlimmes davon gesagt haben, sich auch die menschenfreundliche Mühe geben, etwas, nur etwas Gutes davon zu sagen.

Inhalt.

Seite.

I. Morgenländische Blumenstücke.

Milloah der Fromme. 1

Jezid. 22

Omar. 25

Die Frühlingsfeyer. Aus dem Türkischen. 29

Bilder aus dem Arabischen. 34

Die Nacht. 37

Wechselgesang der Geister in der Luft und den Bergen. 40

Leila's Schönheit. Aus dem Arabischen. 44

II. Bion von Borysthene. Nach alten Nachrichten. 45

III. Schlesische Mährchen. Seite.
Die Geister des Zobtenberges. 154
Der Rübenzahl. Drey Mährchen. 163
Der Drachenberg. 208

IV. Vermischte Sachen.
Ueber Lustigkeit, Höflichkeit, Ton ꝛc. 223
Ein sonderbares Memnonium. 251
Charaktere und Manieren für die Komödie. 254
Eros. Eine Dichtung. 261
Amor und die Vernunft. 272
Die Röthe. Ein Bilderspiel. 279
Das Seufzen. 282
Die Perlen. 284
Die Liebe der Dichter. 285

Morgenländische
Blumenstücke.

Milloah der Fromme.

Wer so aus der Welt in die stille Einsamkeit scheiden kann, wie Milloah der Fromme, der mag gehen.

Ihr andern alle bleibt, und helfet dem Getümmel
Der Menschen, wahr und gut und glücklich seyn.
Von Menschen fern zu leben, und allein
Mit sich allein und mit dem Himmel,
Kann nie der Wunsch des wahren Weisen seyn.

Ihr, die ihr einst in wüsten Hölen
Der Gottheit dientet mit Gebeth
Und Fasten und Kasteyn, zur Rettung eurer Seelen,
Was habt ihr euch errungen und erfleht,
Als innern Gram und wilde Phantasieen,
Als Nahrung für die dürstende Begier?

Ihr wolltet aus der Welt entfliehen,
Doch eure Herzen blieben ihr.

Voll glüher Lust sah Paulus dort und hier
Wohin er trat, der Hölle Flammen sprühen,
Und Sanct Anton die teuflischen Magieen.

Auch du, beklommner Mann, der, nie beglückt und froh,
Der Menschen Kreiß aus trüber Weisheit floh,
Hat deine Schwermuth dich verlassen?
Was lehrte dich die Einsamkeit?
Die Menschen unversöhnlich hassen.
Komm in die Welt zurück, und lerne Menschlichkeit.
Durch andrer Mitgefühl wird sich dein Muth erheben,
Und im Gewühl dein Kummer sich zerstreun,
Gesellig sollen wir im Leben
Und einsam erst im Grabe seyn.

Nicht also Milloah der Fromme. In einem Menschenleeren Gebirgsthale des glücklichen Arabiens hatte er neunzig Jahre verlebt. Niemand frug, wo Milloah sey, nur sehr wenige hatten ihn scheiden sehen, und diese wenigen waren längst begraben. Auch er wäre zusammengebrochen, und in Staub zerfallen, ungesehen und ungekannt, als von den Augen der großen Sonne und dessen, der die Sonne gemacht hat: wäre nicht Sa-

vor der Gerechte auf einer Irrfarth, wie durch die Hand eines Engels, in dieses Thal geleitet worden.

Und welch ein Thal! Gerührt und staunend betrat es Sador an dem herrlichsten der Frühlings-Morgen, und rufte, nach langem Schweigen, seinem Begleiter zu: *)

Dieß Thal, es ist ein Rosenhayn,
Ein Rosenhayn,
Wo eitel Lebensquellen fließen,
Und Kräuter sich, wie Arm in Arme, schließen,
Und Wohlgeruch verstreun.
Schmachtend tragen Tulpen zwischen Anemonen
Die gebognen Kronen.
Siehst du sie stehn,
So brüderlich und schön,
Wie Küsse?
Aus weissem Flor
Blitzt das Auge der Narcisse
Schwarz hervor,
Und sieht mit trunknem Blick zu dir empor.

---

*) Diese und die folgende Beschreibung gehört einem Türkischen Dichter. Das Original findet sich bey Jones S. 344. 345.

Ihm sang sein Begleiter entgegen:

Hier rieselt jede Quelle,
Wie Wasser der Unsterblichkeit,
Der Tulpe Purpurkleid
Verbreitet Glanz und Helle.
Der Schoos der Rose, lang gepreßt,
Entfaltet sich, vom Morgenthau zerrissen,
Indeß die Augen der Narcissen
Ein kühler Zephyr näßt,
Und wenn er durch die Wipfel streicht,
So tanzen die Zweige schwank und leicht,
Und streuen auf die Au
Und auf die Blumen Silberthau.

Wie auf die Harfentöne Ossians, wenn er die Kunden der alten Tage sang, die Geister der Väter aus dem Wolkenschleyer niederschauten: so blickte jetzt, angezogen von den Tönen dieser Lieder, fern aus dem blauen Nebel, der über den Blumen ruhte, die ehrwürdige Gestalt Milloahs. Die Fremden erstaunten nicht, denn sie erwarteten, in einem solchen Thale Menschen zu finden. Aber näher trat ihnen die Gestalt, und heilige Ehrfurcht ergriff die beyden, die ein Wesen aus höheren Welten vor sich zu sehen glaubten.

Die majestätische Gestalt
Umfloß erhabne Geisterwürde:
Weiß war sein Haar, sein Antlitz freundlich alt,
Und fest, und nie gebeugt von einer Erden-Bürde
Sein Nacken. So, wenn ein verklärter Geist
Vom Paradiese niederschwebte,
Wo er Aeonenlang in heilger Ruhe lebte,
Wo des Vergessens Strom, der unter Rosen fleust,
Den Kummer dieser Welt aus seiner Seele scheuchte,
Wo selbst kein Mitleid mehr die Augen ihm erweichte:
So ruht auf seinem Angesicht
Der Friede Gottes: ihn umstrahlt ein Licht,
Wie wenn der Silbermond den Wolkendamm durchbricht.
Er hatte nie gelebt: nie war sein Herz zerrissen
Von dem, was Menschen quält: nie stöhrte seine Ruh
Der Anblick dieser Welt, wo so viel Zähren fliessen,
Nie drückte sich sein Aug in einer Thräne zu.
Aus einer Geisterwelt, aus reinern Götter-Sphären
So schien es, kam er jetzt herab,
Zu geistig, seinen Leib mit Erdenfrucht zu nähren,
Und allzuseelig für ein Grab.

Auch Milloah staunte nicht über den Anblick der Fremdlinge: es schien, als habe er sie schon vor dem gesehen. Oft erscheint uns im Traume das Bild eines Menschen, den wir noch nie sahen: es prägt sich fest in unsrer Phantasie ein, und begleitet uns überall;

nach langer Zeit begegnet uns ein Mensch, der diesem Bilde gleicht: wir sind sogleich bekannt mit ihm: bloß die Vergleichung mit jenem Traumgesichte macht uns verlegen. So Milloah. Die Gestalten, die er vor sich sah, waren ihm nicht neu, nur diese schärfern Umrisse, diese hellern Farben, diese freyern Bewegungen schienen ihn zu befremden.

Und als Gador endlich das Stillschweigen brach, und ihn im Tone tiefer Ehrfurcht anredete, da ward er so ungewiß, wie das Kind, das bey dem schneidenden Tone, den es noch nie hörte, ängstlich an seine Ohren faßt, als wollt' es den Schall dort haschen und von sich werfen. Er antwortete nicht, seine Gedanken hatten sich zu lange daran gewöhnt, in bloßen Bildern zu verweilen, sie hatten die Hülle des Tons vergessen.

Langsam kehrte er zurück, immer um sich schauend, ob die Fremdlinge ihm folgten. Und mit jeder Bewegung, die er an ihnen bemerkte, war es, als giengen uralte Träume n seiner Seele auf.

So mag es seyn, wenn dort im Lande ewgen Lohnes,
Geführt von eines Engels Hand,
Der Geist des spät erblaßten Sohnes
Zu seinem Vater tritt. Hier stehn sie unerkannt,
Und doch, wie durch ein heilig Band,
Die Herzen magisch angezogen.

Jetzt aber heitert sich des frommen Vaters Blick,
Jetzt gleitet allgemach auf der Erinnrung Wogen
Das Bild verlebter Zeit zurück.

Und wie die Arme sich zum ersten Kusse breiten,
So rufen beyde nun in einem Ton,
Entzückt von neuen Seeligkeiten:
Mein Vater, du! und du, mein Sohn!

Milloah stand von neuem still, und indem er wieder einen forschenden Blick auf die Fremdlinge heftete, sprach Gador: Sage uns, Unerklärlicher, wer du bist? Kommst du erst jetzt in dieses Wunderthal herab, oder hast du schon lange hienieden gelebt? Athmest du, wie wir; nimmst du Speise, wie wir? Wirst du einst sterben, wie wir?

Mit bebenden Lippen, als ob die Worte noch am Ausgange zauderten, versetzte Milloah leise und sanft: Ihr seyd Gestalten aus vergangenen Tagen: ich kenn euch; ich hab

euch oft gesehen: ihr seyd Menschen: auch ich war Mensch.

Warst Mensch? erwiederte Gador mit bangem Schaudern. Also bist du ein verklärter Geist? also ist dieses Thal ein Wohnplatz der Seeligen? also bin auch ich abgeschieden von der Welt, und werde nimmer zurück kehren?

Ich verstehe deine Rede nicht, sprach Milloah. Aber rede nur fort, deine Töne erfreuen mich.

Da wo ich jetzt herkomme, fuhr Gador fort, da sind lauter solche Wesen, wie ich bin, aber kein Seeliger, wie du. Wir wohnen da unter andern Dächern, als dieser Baum ist, der seine Aeste über uns beugt: wir zehren von solchen Früchten, wie an diesem Strauche hängen: wir denken nach, wir sprechen, wir sehnen uns, wir haben Liebe und Haß, Hofnung und Furcht. Einer ist, der über uns herrscht, und wir alle gehorchen.

Hamul — stammelte Milloah, als ob der Ton ihn selbst überrasche.

Du nennst den Namen eines Fürsten, seeliger Geist, der groß und herrlich in unsern Jahrbüchern prangt. Bald sind es neunzig Jahre, daß Hamul der Fromme auf dem Throne saß. Er starb eines heiligen Todes, sagen die Annalen, die Gottheit selbst nahm ihn zu sich.

Milloah bewegte langsam die Hand zu seinem Herzen, und blickte die Fremden stumm und bedeutend an.

Wie? rufte Gador erstaunt, bist du selbst Hamuls Geist?

Milloah verneinte es durch eine Bewegung. Hamul, sprach er und zeigte auf den nahen Baum, war die Wurzel, ich der Baum.

Hamul dein Vater!

Vater, Vater, lispelte Milloah. So hieß er, so nannt ich ihn.

* * *

Hamul, ein weiser und guter Fürst, diente der Gottheit mit heiliger Inbrunst. Aber oft drängte sich der bange Zweifel in seiner Seele

auf, ob er auch der Gottheit gefalle. Voll dieses Kummers war er einsmahls, nach einem heissen Gebeth um Erleuchtung, entschlafen. Da sah sein schlummerndes Auge himmlische Gesichte.

Er stand vor einem blauen Nebelschleyer, der sich dicht vor seinen Füßen von der Erde bis in die höchsten Himmel zog. Wie an dem Vorhange der Zukunft sank er bethend nieder. Da schwamm der Nebel langsam weiter in die Ferne, und wo er vom Boden wich, eröffnete sich ein dunkelgrünes Thal, mit tausend lichten Blumen besäet, an deren Spitzen eitel Morgensterne flimmerten. Zwischen ihnen spielten nackte Kinder, holdseelig wie Engel. Jetzt röthete sich ein kleiner Kreiß in der Mitte des Nebels, Millionen Lichtpunkte hüpften in dieser Rosenröthe durch einander. Plötzlich flossen sie in Strahlenmassen zusammen, und spalteten den Nebel. Und in einer Ferne, die sich wie Ewigkeiten hinaus streckte, sah Hamul eine flammende Sonne, so groß, wie eine ganze Welt, und mit Strahlen, die unsre

irdische Luft in Gluth verzehren würden. Und die Kinder alle, die zwischen den Blumen lagen, blickten andächtig nach der großen Sonne. Hamul bethete an. Da umfloß ihn eine göttliche Stimme, und sprach:

Willst du der Gottheit wohlgefallen,
So weih ihr deinen Sohn,
Entfernt von deines Reiches Thron,
In jenem Thal, wo in Krystallen
Des siebenfachen Stroms die große Rose blüht,
Wo Blumen ihm ein Bett zu seinem Schlummer weben,
Wo herrlicher die Sonne glüht,
Und reine Geister um ihn schweben!
Dort trift ihn nicht des wilden Kriegers Pfeil.
Ihm wird ein Unschuldseelges Leben,
Und dir das höchste Glück der Sterblichen zu Theil!

Noch zweymal sah Hamul dieses Gesicht, noch zweymal vernahm er diese Stimme. Da beschloß er, das Thal der großen Rose aufzusuchen, und dem Ewigen seinen Milloah zu weihen.

In Unschuld und Frieden war der holde Knabe aufgewachsen. Nie hatte er die Laster der Menschen gesehen, er kannte nichts, als Liebe, die Liebe, womit er an seinem Vater und an frommen Gespielen hieng. Noch

hatte kein Gram, keine Reue sein Herz zusammengepreßt: fremd war ihm das bange Klopfen der Furcht: auch die Zähren der Trennung hatten nie seine Wangen befeuchtet. Ach, wer möchte nicht gern aus dem Getümmel der Sterblichen ausscheiden, zu einer Zeit, wo er nichts mit sich nähme, als die reinsten Gefühle der Menschheit!

Nach wenigen Monden rüstete sich Hamul zur Reise. Im stillen hatte er bey den Weisen des Landes nach allen den fernen Thälern geforscht, die von Menschen unbewohnt und unbesucht lägen, aber keiner vermochte ihm ein Thal zu nennen, wie es die Stimme des Traums beschrieb.

Dennoch blieb sein Entschluß fest. Nur von einem treuen Diener begleitet, zog er mit Milloah aus, den Ort der Weihe zu suchen. So wandelte einst der fromme Vater mit dem Geliebten seines Herzens auf Moria's Höhen, Jehoven sein Liebstes zum Opfer zu bringen. Niemand errieth, wo Hamul hinreiste: keine Mutter, keine Brüder mach-

ten dem Knaben seinen Abschied schwer: er hatte sie alle nicht gekannt.

Lange irrten sie, verkleidet und unerkannt, als Pilger umher, ohne den bezeichneten Platz zu entdecken. Aber in einem süßen Traume verkündigte Hamuln ein Gesicht, er sey nun dem Thale um eine Tagreise nah. Am Morgen entließ er seinen treuen Gefährten, und geboth ihm, den Weg zur Rechten voran zu gehen, nach zwey Tagen wollten sie ihm nachkommen. Er aber gieng mit Milloah, der Weisung des Traums gemäß, zur Linken, und verlohr sich schnell hinter Bäumen.

Und als die Sonne noch am Saume des Himmels stand, und ihre glühenden Goldtropfen in das Meer fallen ließ, da betraten Hamul und Milloah das heilige Thal. In den Krystallen des siebenfachen Stroms sah er die große Rose blühn: wie die Krone eines Palmenbaums streckte sie ihre purpurnen Blätter um sich her, daß der Spiegel des Stromes unter ihr leuchtete. Laß uns den Ewigen anbethen! sprach er. Und als sie gebe-

thet hatten, preßte Hamul den Saft frischer Beeren, die am Gestade wuchsen, in eine Schaale, mischte darunter aus einer Flasche, die er bey sich trug, Tropfen eines Schlafbringenden Trankes, und reichte die Schaale dem Knaben. Sie wandelten noch tiefer in das Thal, und wo Hamul einen sanfterhobnen Blumenhügel fand, wie zur Lagerstätte gemacht, da setzte er sich mit Milloah nieder. Nicht lange, so entschlief der Knabe.

Hamul, so fest er der Verheissung des himmlischen Gesichts traute, hätte sich doch nur schwer von seinem Geliebten scheiden können, wenn dieser die Hände ihm nachgestreckt, oder mit Klagen und Thränen sich an ihm festgehangen hätte. Darum sollte Milloah schlafen, wenn er ihn am Morgen verlassen würde, und am Mittage erst unter Blumen erwachen.

Neben dem schlummernden Knaben sank Hamul nieder, aber um nimmer zu erwachen. Die Weissagung des Traums gieng in Erfüllung:

Ihm ward das höchste Glück der Sterblichen zu Theil.

Niemand wuste, wo Hamul sey, auch seinen Leichnam hat keiner gesehen. Milloah bewachte ihn, so lange die Verwesung seiner schonte, dann legte er ihn tief unter die Blumenerde, und blieb bey ihm. Wie konnte er das schöne Thal verlassen, in welchem sein Vater schlief!

Aber die Jahrbücher erzählen, Hamul sey von der Gottheit selbst aufgehoben worden.

* * *

Und wo ist Hamul dein Vater? fragte Gador. Hast du ihn in diesem Thale gesehen?

Dort liegt er, antwortete Milloah, indem er auf ein buntes Blumenstück hinzeigte, und wächst in schönen Tulpen und Lilien aus. Ach sie lieben ihn sehr, diese Blumen, denn nur kurze Zeit bleiben sie hier oben, bey mir, dann sehnen sie sich wieder zu ihm hinab.

Sie hängen um diese Zeit ihre Häupter nieder, verzehren sich langsam, und fallen als Staub zu ihm zurück. Aber wenn die flammende Sonne dort über der großen Rose heraufglüht, dann sendet sie Hamul frisch und neugeziert wieder herauf, und ich lerne durch ihren Wohlgeruch, wie wohl es ihm dort unten seyn mag. Ach! wir lieben uns hier alle.

Alle? fragte Gador erstaunt. Seyd ihr Mehrere in dieser Gegend?

Viele, viele: aber nicht so, wie du und dieser da: aber alle freundlich und gut. — Jetzt flatterte hellsingend ein lieblicher Vogel nieder, und setzte sich auf Milloahs Schulter. — Siehst du, sprach Milloah, auch dieser liebt mich. Er war schon damals um mich, als ich noch nicht mit Hamul hierher gegangen war, als Hamul noch so stand und gieng, wie du und dieser da. Nun hat er mich hier gesucht und gefunden, und liebt mich hier.

Aber ist sonst keiner um dich, mit dem du so sprechen könntest, wie mit uns?

Viele,

Viele, viele: aber nicht so, wie du und wie dieser da. Auch sprechen wir nicht so hell und laut, daß die Luft davon ertönt. Ihre Stimme würde deinen Ohren nicht vernehmlich seyn. Sobald die Sonne dort niedergesunken ist, lege ich mich neben Hamuls Blumen hin, und dann schweben sie in heller freundlicher Gestalt um mein Haupt, spielen mit mir die frohen Spiele meiner Kindheit, und erzählen mir, wie es ferner seyn wird. Bald geleiten sie mich in einen goldnen Saal, mit lauter Sonnen geschmückt, da sitzt auf einem Throne von eitel Edelgesteinen, ein großer furchtbarer und guter Greis, wie Hamul, und indem er sich zu mir neigt, fühle ich unaussprechliches Entzücken. Bald bringen sie mir schöne Knaben herbey, wie die, mit denen ich vor langen Zeiten mich erfreute.

Wenn aber die Sonne dort wieder heraufsteigt, so sind sie wohl alle verschwunden?

Nicht alle. Einer bleibt noch lange um mich; er hilft mir bethen, wenn ich den Ewigen anrufe, und zeigt mir die Früchte, deren

Genuß mich erquicken soll. Oft, wenn die Sonne tiefer gegen den Saum des Himmels sinkt, geht er vor mir her, und bewegt sich, wie ich, aber sein Angesicht kann ich nicht sehen, denn es ist zwischen mir und ihm eine dichte Wolke, die uns scheidet.

Und hast du dich nie gesehnt, daß das Alles wieder einmal anders seyn möchte?

Nie. Denn wo könnte es besser seyn, als bey Hamuls Blumen! und in dem goldnen Saale, und unter den schönen Knaben!

* *
*

Die schönen Bilder der Kindheit gaukelten noch magisch und sanft in Milloahs Seele: sie erquickten ihn als Träume und Gesichte: selbst sein Schatten erschien ihm als ein lieber Freund, und seine eignen Gedanken waren zu Stimmen geworden. So einfach und unverkünstelt seine Kindheit verflossen war, so entschwanden ihm jetzt noch Tage und Nächte in dieser Einsamkeit. Alles um

ihn war belebt und empfand: selbst die Blumen liebten ihn und Hamuln.

Als er zween Morgen nach Gadors Ankunft vom Schlafe erwacht war, rufte er diesem mit dem Tone des innigsten Entzückens zu:

Die Knaben sind heut abermals bey mir gewesen, und haben mir große Freude gebracht. Sie führten mich hüpfend zu Hamul, der mit heiterm Blicke auf einem Blumenhügel saß. Du wirst bald zu mir kommen, sprach Hamul, und dann nicht mehr von mir gehen. Habe Acht, wenn die Blätter der großen Rose niedersinken, und den Spiegel des Stroms berühren.

Ach, Milloah, sagte Gador, du wirst also sterben, wie Hamul.

Und zu Hamul gehn, und nie wieder von seiner Seite. Aber jetzt laß uns die große Rose sehn.

Sie giengen zusammen an den Strom. Siehe, sprach Milloah freudig, schon dieses Blatt und dieses hängt tiefer in den Strom, aber noch berührt es ihn nicht. Aber, was

ist mit mir! die Hände fangen an, zu zittern; schwer liegt es auf meiner Brust, meine Augen werden matt und grau. Wir wollen zurück gehn zum Blumenhügel, daß ich mich niederlege, wie Hamul.

Voll banger Erwartung sah Gador die Sonne sinken: Milloah lag stumm und ohne Bewegung, und blickte in ihre Stralen, nur selten hob sich seine Brust höher, wie wenn sie vor Entzücken ausathmen wollte. Der Tag verlosch, und Gador gieng allein hin an den Strom.

Abwärts hiengen die Rosenblätter, und tauchten sich tief in die Krystallen.

Da eilte er erschrocken zurück: aber Milloah war in den Armen seines Begleiters verschieden. Ein Himmel voll Ruhe schwebte über seinem erblaßten Antlitz, wie wenn ihn das Entzücken getödtet hätte.

Geh, frommer Greis, aus diesem Thal der Wonnen
In einen schönern Himmel ein,
Im goldnen Saal, erhellt von tausend Sonnen,
Mit Vater Hamul dich zu freun.
Du thronst vielleicht auf einem Flammensterne,

Und glänzest nieder auf dein Grab,
Und blickest nun aus deiner seelgen Ferne
Auf diese Welt und ihre Müh herab.
Wir sehn dir nach aus einer dunkeln Höle,
Doch bald ermattet unser Blick;
Laß, frommer Greis, die Unschuld deiner Seele
Und deinen Frieden uns zurück!

Gador und sein Begleiter lockerten die Blumenerde auf, wo Milloah entschlummert war, daß der Leichnam selbst allmählig einsank, und die schlanken Blumenstengel sich über ihn zusammenbogen.

Und um die Stunde der Mitternacht glaubte Gador heilige Gestalten zu sehen, die um den Hügel schwebten, als suchten sie Milloahn, in schönen Träumen ihn zu umfangen. Ein laues Wehen floß über seine Stirn; aus den Höhen herab glitten sanfte Töne, wie Lobgesänge verklärter Geister. Es ist heilig um die Stätte, wo ein Frommer entschlief. Am Morgen verliessen beyde das Thal der großen Rose, mit Schauder und Wehmuth: nach ihnen hat es kein Sterblicher mehr betreten.

Eine Perle war Milloah, die am Ufer des Meeres liegt, rein und hellglänzend, aber von Niemand gesehen und aufgehoben. Zu seiner Zeit nahm sie die Gottheit, und legte sie sanft wieder in ihre Muschel.

Jezid.

Wen der Ewige schützt und in seine Hand gezeichnet hat, dem wird das Wüthen und Toben sterblicher Feinde nicht schaden. Indeß sie ihn zu stürzen wähnen, bereiten sie ihr eignes Verderben.

Jezid haßte den Salam bitterlich: aber alle Versuche, ihn zu verderben, mißlangen: denn Jezid war Allahs Freund nicht.

Eines Tages fand er in einer öden Gegend mitten im Sande einen großen Stein liegen, auf welchem heilige Buchstaben einge-

graben waren. Er las: An Einem Tage werden Jezids Söhne alle umkommen!

Weh mir! rufte er aus. Aber, wenn ich unglücklich seyn soll, so muß auch Salam, mein Todfeind, mit mir leiden.

Mit scheinbar ruhiger Miene gieng er zu Salam, dem an diesem Tage ein Enkel gebohren war. Die Gottheit, sprach er, hat mir offenbart, daß dein Enkel einst groß seyn wird in meinem Reiche. —

Allah sey gepriesen, antwortete Salam.

Aber nur unter der Bedingung, daß er meinen Namen führe. Willst du der Gottheit gehorchen?

Ich will, versetzte Salam, und ließ seinen Enkel Ebn Jezid nennen.

Voll Schadenfreude verließ ihn Jezid, und sah jetzt seinem Schicksale ruhiger entgegen. Aber Allah ist gerecht.

Nach sechszehn Jahren zog Jezid wieder durch jene Gegend, und fand den Stein wieder. Aber als er ihn mit dem Fuße berührte,

rollte der Stein um, und auf der andern Seite standen die Worte geschrieben: Jezids Söhne werden umkommen durch einen Mann, der Jezids Sohn heißt, und nicht ist.

Und indem er noch wie angedonnert bey dem Steine weilte, kamen große Haufen seiner Diener, und meldeten ihm, Ebn Jezid habe seine Söhne erschlagen und den Thron eingenommen.

Da rufte er verzweifelnd: Allah ist gerecht! und stürzte sich in sein Schwerdt.

Omar.

Ich würde gern sterben, sagte der kranke Omar, wenn ich nur die Auflösung zweyer Räthsel erlebt hätte, die sich in der Geschichte meines Lebens finden, und die mich oft an Allahs Güte verzweifeln ließen. Ich war einst in die bitterste Armuth gerathen, voll Kummer und Ungeduld lief ich auf unsern Bergen herum, beynahe entschlossen, mich in die Tiefen hinab zu stürzen. Da fand ich auf einmal einen großen Beutel voll Goldstücke im Mooß liegen: entzückt hob ich ihn auf, setzte mich an den Abhang des Berges, und wollte die Goldstücke zählen, als ich durch ein Versehn von meinem Sitze abglitt, und der Beutel, einem Steine gleich, den Berg hinabrollte. Wie vom Blitze getroffen, starrte ich ihm nach, und sah, daß ein Mann,

der unten vorbeygieng, ihn ergrif, und eilends damit entlief.

Als ich, ihr könnt denken, mit welchen Empfindungen, nach Hause gieng, begegnete mir ein Hirtenmädchen, deren Schönheit und Unschuld mein Herz bezauberte. Sie ward in Kurzem meine Gattin. Wir lebten arm und kümmerlich: und nach Verlauf von drey Jahren entdeckte mir Abroah, daß ich der Sohn eines Fürsten sey, daß ich aber meine Ansprüche auf diesen Stand durch meine Vermählung verlohren hätte. Ich sollte meine Gattin mit ihren Kindern verstossen, aber das vermochte ich nicht.

Warum hat mir Allah das gethan?

Omar starb; keiner der Weisen, die um ihn waren, konnte diese Räthsel lösen.

Als er jetzt in die Wohnungen der Seeligen eingetreten war, reichte sein Engel ihm ein großes Buch dar. Lies dieses, sprach er, denn das erste, was die Seeligen zu thun haben, ist, daß sie ihr irrdisches Leben noch einmal überschauen, damit sie in den Lobge-

sang der Vollendeten desto voller einstimmen. Es war Omars Leben. Auf der rechten Seite standen seine Schicksale aufgezeichnet, wie sie gewesen waren, das Leben des armen Omar: auf der andern war das Leben Omars des Fürstensohns geschrieben.

Omar, hieß es hier, fand eines Tags einen großen Beutel voll Goldstücke. Er gieng damit zurück, miethete sich einen kostbaren Pallast, kaufte sich eine Menge Sclaven, und lebte in Pracht und Freuden. Die Tochter des Kalifen hatte ihn lange schon im Stillen geliebt, jetzt entdeckte sie sich ihrem Vater. Der Kalife Abroah fand nöthig, die Herkunft Omars zu untersuchen, und entdeckte in geheimen Schriften, daß er der Sohn des Fürsten Tamurah sey, und daß ihn seine Stiefmutter, aus Vorliebe für ihren eignen Sohn, in früher Kindheit verstoßen und dem Mangel Preis gegeben habe. Abroah entflammte in Omars Herzen die grausamste Rachsucht: Liebe und Ehrgeitz vollendete, was dieser angefangen hatte. Unter

dem Beistande des Kalifen brachte Omar ein Heer zusammen, und drang in das Land ein, welches sein Stiefbruder beherrschte. Er überwand und tödtete diesen, und Rachsucht und Wuth übermannten ihn, daß er Tamurahs Gattin, die bey ihrem Sohne lebte, unter den schrecklichsten Schmähungen erwürgte. Jetzt ward er Herr seines Landes und Gatte der Tochter Abroahs. Länger als zwey Jahre liebten sich beyde zärtlich, aber dann nahm Omar einen Jüngling an seinen Hof, den alle Welt die Rose der Schönheit nannte. Omars Gattin entbrannte gegen ihn, und als Omar des einen Tages von einer Reise unvermuthet zurück kam, traf er sie in den Armen dieses Jünglings. Mit einem Stoße durchbohrte er beyde. Abroah erfuhr es, und eilte mit seiner Macht herbey, den Tod seiner Tochter zu rächen. Omar ward überwunden und gefangen. In einem unterirdischen Kerker sollte er Hungers sterben. Der Unglückliche! Die Gestalten aller der Ermordeten schwebten mit Grausen und Entsetzen

vor seinen Augen, Reue, Verzweiflung und Hunger marterten ihn in neun schrecklichen Tagen zu Tode. —

Genug! Genug! rufte Omar aus, und mischte sich unter die Chöre der Verklärten, Allahs Gnade durch Ewigkeiten zu preisen.

Die Frühlingsfeyer.

Aus dem Türkischen des Mesihi.

Nach dem Klange des Originals.

Hörst du der Philomele Lied?
Sie singt: der Lenz ist da!
Blick hin! in jedem Garten blüht
Beym Schalle süsser Lieder
Dem Lenz ein Altar auf: und fern und nah
Regnen Mandelblüthen nieder.
  Sey froh, und heitre dein Gesicht,
  Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Jetzt schmücken sich die Höhn
Der Garten und die Hayde
Mit einem Blumenkleide.
In jedem Rosenhayn bereitet sich der Freude
Ein Blumensitz. Wer weiß, wirst du ihn sehn,
Wirst du nicht heute noch mit Leide
Unter Blumen schlafen gehn?
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Der ganze Rosenhayn
Ist voll von Achmeds Schöne,
Wie Machmuds edle Söhne
Stehn um ihn her die Tulpen-Reihn.
Auf! des Propheten Jünger!
Der Freude Wiederbringer
Der Lenz befiehlt, ihr sollet euch freun!
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Sind nicht der Mädchen Wangen,
Wie Rosen, die bey Liljen stehn,
Woran des Thaues Perlen hangen?

Ach hoffe nicht,
Daß diese Reitze nie vergehn.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Der Morgenthau glänzt wieder
Um hoher Liljen Haupt,
Und Tropfen fallen nieder,
Wo sich die Grotte laubt.
Suchst du die Freude dort und hier?
Komm höre mich, und folge mir.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Die Wolke träufelt Blut,
Und labt die Kronen
Der lichten Anemonen:
Die Sonne ruht
Mit Seegen auf dem Thale:
Genüsse diesen Tag bey eines Freundes Mahle!
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Vorüber ist die Zeit,
Wo dort im kalten Moose
Vertroknete der Pflanze Mark:
Und wo der Kelch der Rose
Im Schooße sich verbarg.
Gekommen ist die Zeit,
Wo aller Berge Rücken
Und alle Felsen sich mit Blumen schmücken.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Am Morgen fällt
Ein Perlen-Regen auf die Blumenwelt.
Der Hauch der frischen Morgenluft
Ist reiner Moschus-Duft.
Versäume nicht, den Frühling zu begrüssen,
Und dieses Leben zu genüssen.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Das Rosenzelt
Hat alle Luft durchhaucht,
Daß jeder Tropfen, wie in Rosenöl getaucht,
Danieder fällt.

Die

Die Luft verbreitet auf die Matten
Ein schirmend Dach von Wolken-Schatten.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Ein böser Nebel strich
Durch diesen Hayn daher, dahin:
Da kam der Erde Königin,
Und jener böse Nebel wich.
Und wieder labte sich der Zecher
An dem erwünschten Becher.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Berühmt sey dieses Thal
Durch mein Gedicht! Vergesset unser Mahl
Und diese Mädchen nie!
Wie lieblich, Mesihi,
Tönt deines Liedes Schall!
Wenn du, geschmeichelt und geküßt,
Im Kreise schöner Mädchen bist.
Sey froh, und heitre dein Gesicht,
Die Frühlingstage fliehen, und bleiben nicht.

Bilder
aus dem Arabischen.

Du holde Mandelblüthe,
Du Liebling der Natur,
Du bist das süße Lächeln
Im Antlitz einer Flur.

* *

Es schimmerten vom Thaue
Die Blätter der Violen:
Sie glichen meinem Mädchen
Mit himmelblauen Augen,
Wenn stille Freudenthränen
Von ihren Wimpern tröpfeln.

* *

Der süsse Wein im Becher
Hat zwey der schönsten Farben:
Rein gleicht er der Narcisse:

Gemischt mit hellem Wasser,
Der blonden Anemone.
Kein gleichet er den Wangen
Albiras, meines Mädchens:
Gemischt mit hellem Wasser,
Da gleicht er meinen Wangen,
Die Lieb' und Sehnsucht bleichte.

* *

Siehst du die volle Rose blühn?
Sie gleicht dem brennenden Rubin,
Der auf Smaragden liegt,
In dessen Mitte sich ein Zweig von Golde wiegt.

* *

Bey allem, was ich sehe,
Denk' ich an Irla's Schöne.
Heut sah ich in dem Garten
Die Knaben Bälle spielen.
Und wenn sie da die Kugel
Von glattem Elfenbeine
So mitten in die Scheibe
Aus Ebenholze legten:

Da dacht' ich mit Entzücken,
Wie schön die schwarzen Locken
Um Irla's Stirne fliessen.

* *

Da seh ich in dem Garten hier
Viel tausend Liljen schimmern:
Ein Himmel aus Smaragd und lieblichem Saphir,
An welchem Silbersterne flimmern.

* *

Sieh, diese Rose war
In ihrer Knospe weiß.
Doch Zephyr küßte sie
So zärtlich und so treu,
Daß innres Sehnen ihr
Den keuschen Busen hob,
Und steigend das Gewand,
Das ihn umgab, zerriß.
Nun stand sie da entblößt,
Und sieh! da ward sie roth.

Die Nacht.

Der erste Mensch.

Ich wache doch — und offen
Stehn beyde Augen mir —
Was hat die Welt betroffen?
Verschwunden dort und hier
Das helle Grün der Auen,
Der Silberbach am Hayn —
In welches öde Grauen
Hüllt sich der Himmel ein!
Dunkel ists um mich her,
Schaurig die Welt und leer,
Ach! keine Sonne mehr!
So steh ich denn allein, allein,
Zur Finsterniß erwacht,
Und greif in leere Schatten ein,
Und blick in ewge Nacht.

Wie weht so kalt die Luft
In dieser stillen Kluft,
Wo keine Stimme ruft!
Wo fiel die Sonne nieder —
Wo hab ich sie gesehn —
Ach kommt sie nimmer wieder:
So laß mich zu ihr gehn!

Eine Stimme.

Getrost! du Mann im finstern Thal!
In meinem Arm geborgen,
Begrüßet dich am Morgen
Der Sonne Strahl!

Der erste Mensch.

Du, der so tröstend spricht,
Dein Antlitz schau ich nicht.
Geh, dränge sie zusammen,
Denn sieh, in tausend kleine Flammen
Zergieng der Sonne Licht.

Eine Stimme.

Die Flammen erbleichen,
Die Nebel weichen,

Und falber wird der öde Raum,
Und röthlicher der Lüfte Saum.

Der erste Mensch.

Der düstre Schatten fällt,
In stillen Glanz erhellt
Prangt wieder meine Welt!

Eine Stimme.

So ist in wenig Stunden
Die grause Nacht verschwunden,
So glüht durch Berg und Thal
Der Sonne neuer Strahl:
So lacht dir über Grab und Tod
Ein helles neues Morgenroth!

Wechselgesang

der Geister in der Luft und den Bergen.

Die Geister in der Luft.

Furchtbar ist unsre Macht,
Unser sind bey Tag und Nacht
Die luftigen Räume der Himmel.
Wir zeichnen dem wilden Getümmel
Der Winde die Bahn,
Wir treiben den Schreckens-Orkan
Mit Blitz und Donner heran.
Wenn unser Ruf erschallt,
Zittert der Eichenwald,
Krachen die Gipfel der Thürme
Im Donner der Stürme.

Die Geister in den Bergen.

Furchtbar ist unsre Macht,
Unser sind bey Tag und Nacht
Der Erde tiefe Klüfte.

Wir jagen durch die Grüfte
Der Flamme Wuth,
Die tief im Grunde ruht,
Und fachen sie zu reissender Gluth.
Wenn unser Odem schnaubt,
Berstet des Berges Haupt,
Bricht ein Flammen-Meer hervor,
Und brauset in die Luft empor.

Die Geister in der Luft.

Mild ist unser Seegen,
Wenn in stillem Regen
Labung niederthaut,
Wenn der Himmel blaut,
Und ein sanftes Wehen
Durch die Blumen irrt,
Und in heitern Höhen
Froh der Sänger schwirrt.

Die Geister in den Bergen.

Mild ist unser Seegen,
Wenn in dichtem Regen
Sich der Quell ergießt,
Und durch Kiesel fließt:

Unter Blumen-Ranken
Matte Wandrer tränkt,
Und dem armen Kranken
Neues Leben schenkt.

Beyde.

Wir herrschen in der hohen Luft,
Wir herrschen in der Erde Kluft,
Und nehmen und geben
Verderben und Leben.

Die Geister in der Luft.

Mensch und Thier
Könnte nicht seyn,
Hauchten nicht wir
Odem ihm ein.
Darnieder sinkt der Pflanzen Haupt,
Und Wald und Garten steht entlaubt:
Wenn wir nicht Labung wehen,
Muß die Natur vergehen.

Die Geister in den Bergen.

Ohne Metall
Würden die Menschen all
Thiere nur seyn.

Reißt ihr die schwachen Hütten ein,
So lassen wir sie Kalk und Stein
Aus unsern Tiefen hauen,
Sich fester anzubauen.

Wer gab euch die Macht,
Wer gab euch den Seegen,
In Stürmen und Regen
Bey Tag und bey Nacht?

Beyde.

Wir würden zerstöhren,
Und sollten erfreun —
Wir würden erfreun,
Und sollten zerstöhren.
Doch weiser bedacht
Hat es die höchste Macht.
Wir fühlen, ihr Brüder,
Den Mächtigen nahn:
Aufs Angesicht nieder,
Und bethet ihn an!

Leilas Schönheit.
Aus dem Arabischen.

Ihr Geliebter.

Willst du des Tages Aufgang sehen:
Sieh meines Mädchens Angesicht,
Wie schwarze Locken rund um ihre Wangen
wehen,
Auf denen Purpurroth durch Silberwolken
bricht.

Sein Freund.

Ich sehe sie. Doch meinem Blick verborgen
Deckt ihrer Wangen Pracht ein dunkelgrauer
Flor.

Ihr Geliebter.

Jetzt schlägt sie ihn zurück.

Sein Freund.

So steigt der helle Morgen
Umgeben von der Nacht empor.

Bion von Borysthene.

Nach alten Nachrichten.

Die alten Nachrichten, auf welche sich das Titelblatt beruft, sind kein erdichteter Romanbehelf. Der Gelehrte weiß, wo er sie zu suchen hat, im Diogenes Laertius, Buch 4, Kap. 7., wo die Kommentatoren, insbesondre Menage, mehrere Stellen aus Stobäus, Plutarch und andern, zusammengetragen haben. Kürzer und bequemer findet man das Wichtigste in Bayle's Wörterbuch beysammen.

Ich wünschte, es wäre mir gelungen, den sonderbaren Mann in diesen Dialogen, Monologen, Satyren und Vorträgen so darzustellen, daß die Data, die wir von ihm haben, zupassen. Erscheint er jedoch hin und wieder idealisirt, und besser, als ihn einzelne Nachrichten schildern; so gehört das auf Rechnung unsers Zeitalters, dessen Moralität in gewissen Puncten strenger ist.

Bion. Ich bin es nicht, der diese Nachricht ersonnen hat: das ganze Volk spricht davon.

Antigonus. Daß ich Kleopatra —

Bion. Hätte tödten lassen. Es ist lustig, König, sehr lustig: es sieht beynah aus, wie Menschenfreundlich.

Antigonus. Wie meinst du das?

Bion. Sieh, König, du kennst doch Kleopatra? Seitdem ihr Gemahl gestorben war, hatte sie eine solche Menge Freyer, daß sie mit der Zeit drey Ithaka's hätte ruiniren können, den Leonnatus, Perdiccas, Kassander, Lysimachus —

Antigonus. Genung. Und?

Bion. Und dein menschenfreundliches Herz konnte es nicht mit ansehen, daß dein

erklärter Feind Ptolemäus durch eine solche Penelope unglücklich würde. Darum hast du sie bey Seite geschaft.

Antigonus. Mensch, du bist entweder ein Philosoph oder ein Narr.

Bion. Sehr verbunden. Etwas von Philosoph, und etwas von Narr: eigentlich bin ich ein Seiltänzer.

Antigonus. Von Handwerk?

Bion. Im figürlichen Sinn. Ich tanze auf dem Seile, welches Plato zwischen Philosophie und Narrheit queer durch gezogen hat.

Antigonus. Die Götter behüten dich vorm Fallen.

Bion. Und dich vor mir.

Antigonus. Warum das?

Bion. Weil ich dir täglich vorsagen würde, daß die Könige entweder Philosophen seyn müssen, oder Narren sind. Das erstre sagt Plato, das andre sag ich.

Antigonus. Und wofür hältst du mich?

Bion.

Bion. Natürlich für einen Philosophen. Nur der Weise ist reich, sagen die Philosophen, und wer ist reicher, wie du? Traun, ich habe nicht viel Vermögen, aber ich kaufe dir deine Schätze — deine Weisheit, wollt ich sagen, um 10000 Talente ab, und profitire doch.

Antigonus. Und warum sollte ich mich vor dir fürchten? glaubst du nicht, daß ich das gern höre?

Bion. Einmal, zweymal wohl. Aber es könnte kommen, daß ich mit der Zeit manches an deiner Philosophie zu tadeln fände.

Antigonus. Zum Beyspiel?

Bion. Daß sie dich nicht schlafen läßt, die Eßlust verdirbt —

Antigonus. Genung! — Wir müssen uns näher kennen lernen. Wer bist du? oder, weil du einmal auf die Odyssee gekommen bist —

Wer? woher? dein Vaterland welches?
und wer deine Eltern?

Bion. Sonderbar! Wenn du Schützen brauchst, probierst du sie doch wohl nicht durch Fragen nach ihrer Familie, sondern durch ein vorgestecktes Ziel, wornach du sie schießen läßt. Ist der Hochadliche immer der beste Schütze? — Mache es mit Freunden eben so. Denn ich soll doch dein Freund werden?

Antigonus. Das müssen wir erst abwarten.

Bion. Abwarten? wozu? Ich kann in der Welt sonst für dich nichts seyn, als dein guter Freund. Zum Feldherrn bin ich zu feig, zum Kuppler zu plump, und zum Spion zu dumm.

Antigonus. Brauchen die Könige weiter nichts?

Bion. Nichts, als gute Freunde.

Antigonus. Nun immerhin. Aber deinen Namen kannst du mir doch sagen.

Bion. Meinen Namen, und aus gutem Willen meine Geschichte obendrein. Mein Vater war ein Freygelassner, arm und rein-

lich, denn er wischte sich die Nase gewöhnlich am Ellenbogen, gebürtig aus Borysthene: ein besondrer Mann, ein Gesicht hatte er gar nicht, sondern statt des Gesichts etliche große Buchstaben, die ihm sein gütiger Herr zum Andenken eingebläut hatte. Meine Mutter war — eine Dame, wie sie für einen solchen Mann gehört, erzogen für die ganze — bald hätt' ich gesagt, große Welt. In der Folge hatte mein Vater etwas versehen, und wurde zur Strafe mit uns allen als Sclave verkauft. Weil ich nicht übel aussah, kaufte mich ein Redner, der mich bey seinem Tode zum Erben einsetzte. Ich verkaufte und zerriß seine Bücher, weil sie mir nichts halfen, gieng nach Athen, und trieb daselbst die Philosophie. Mein Name ist Bion.

Aus diesem Stamme bin ich, von diesem
Blute gezeuget.

Und nun, König Antigonus, nimm mich mit dir —

Antigonus. Wohin?

Bion. In die Unsterblichkeit. Lasse deine

Geschichtschreiber aufzeichnen: Am heutigen Tage hat Antigonus mit dem berühmten Bion, dem Sohne des — der — aus — von — sich so lange und so geistreich unterhalten, wie der große Alexander mit Diogenes.

Antigonus. Soll geschehen. Aber ich stehe nicht dafür, daß die Nachwelt an deiner Geschichte sich sehr erbauen wird.

Bion. So gut, wie an der deinigen.

Antigonus. Es scheint, du willst einen Diogenes spielen.

Bion. Spielen? so wenig, wie du einen Alexander.

Antigonus. Guter Freund, laß uns immer das spielen, was wir nicht seyn können. Ich werde ein andermal nach dir fragen lassen.

* * *

Was wir nicht seyn können? Du hast es getroffen, Antigonus: es geht mir nicht um ein Haar anders, als dir. Denn auf-

richtig, Bion, gestehe dirs, du bist nicht, was du seyn kannst, und scheinst, was du nicht bist. Aber woher kommt es auch, daß man in der Welt selten mehr seyn kann, als etwas ganz Gemeines! Hier und da tritt manchmal ein Kopf auf, der von allen bewundert und gepriesen wird: die Leute schütten sich dann über ihn aus, und haben für unser einen nichts mehr übrig, als Gleichgültigkeit, oder Spott. Es ist dabey lauter Glück. Die meisten ausgezeichneten Menschen sind es erst geworden, als man sie ausgezeichnet fand. Stünden um mich her von Morgen bis Abend, Socratesse, Alexanders, und nebenan ein Haufe müssiger Gaffer: wie schnell wollte ich den Diogenes überholt haben! Verdammt! daß man mich aber doch immer nur vergleicht. Wer blos durch Vergleichnng Etwas ist, ist also an sich so gut, wie Nichts.

Doch wie komm ich auf diese Grille! Ist es doch, als würde man in seinen Augen kleiner, wenn man mit einem Könige gesprochen hat. Da geht er nun hin; und wenn er

gleich nur geht, oder steht, oder sitzt: so heißt es doch von ihm: er regiert. Und was sagen die Leute von mir? Wahrlich, Aemter und Stände scheinen nur erfunden, um den Menschen vor Selstqual zu verwahren. Sich selbst überlassen, fühlt man die ganze Last seiner Schwachheit.

Warum bin ich nicht ein König geworden? Halt, ich wollte fragen: warum bin ich ein Mensch geworden? hätte wirklich die Welt nicht ohne mich bestehen können? Was trägt meine Minute Existenz zum Glücke des Ganzen bey? Ich wandle herum, rede von Philosophie, mache dann und wann einen Spaß, und sterbe — vielleicht Hungers.

Wenn mans genau nimmt, können die wenigsten Menschen etwas mehr seyn, als Tagelöhner.

* *
*

Philonides. So einsam, Bion?

Bion. Einsam und verdrüßlich.

Philonides. Worüber, wenn ich fragen darf?

Bion. Ueber etwas, woran du in deinem Leben noch nicht gedacht hast.

Philonides. Und das wäre?

Bion. Die Frage: warum du eigentlich lebst.

Philonides. An diese Frage habe ich oft genung gedacht. Alle Philosophen sagen —

Bion. Was sie selbst nicht wissen.

Philonides. — Sagen, daß der Mensch lebt, um gut und glückseelig zu werden.

Bion. Hast du sie gefragt, was gut und glückseelig heisse? Sage mir, wer hat wohl auf der Welt den meisten Kummer?

Philonides. Das beantworte dir selbst.

Bion. Eben der, der am meisten darnach strebt, ganz Kummerfrey zu seyn. So ist der am wenigsten gesund, der auf seine Gesundheit am angelegentlichsten denkt. — Nein, guter Freund, es ist keine Glückseeligkeit möglich: es sey denn im Schlafe. Oder, willst du behaupten: der Mensch wache bloß,

um schlafen zu können? nicht aber, er schlafe, um wachen zu können?

Philonides. Ich verstehe dich nicht.

Bion. Ist Glückseeligkeit unsre Bestimmung: so sind wir die Narren unsrer Bestimmung. Denn indem wir Glückseeligkeit suchen, haben wir sie noch nicht, und haben wir sie, so ist es unnöthig, sie zu suchen. Glückseeligkeit ist Ruhe, ist Schlaf: wir sind da der Tages-Arbeit los. Aber den Schlaf empfinden wir nicht, wir empfinden nur das Wachen und die Arbeit.

Philonides. Aber doch stärkt uns der Schlaf zum Wachen.

Bion. Dann ist das Wachen unsre Bestimmung, und alle deine Philosophen wissen nicht, was sie wollen. Sage mir, was hast du in der Welt gethan, was auch nur des Nennens werth wäre?

Philonides. Ich? laß mich nachsinnen.

Bion. Du hast schon verlohren. Wer seine guten Handlungen nicht auswendig weiß, der hat keine zu erzählen.

Philonides. Das folgt nicht. Wir thun des Guten viel, ohne uns ein Register darüber zu halten, und der ist der Beste, welcher so viel thut, daß ers nicht behalten kann.

Bion. Falsch! Im menschlichen Leben giebt es auch nicht lauter Sonnen-Tage. Der neblichten und düstern sind mehr: eben darum erinnert man sich leichter an jene.

Philonides. Ist es nicht des Nennens werth, daß ich, um einen meiner Freunde zu retten, mein ganzes Lebensglück aufgeopfert habe?

Bion. Und was hat die Welt davon für Nutzen? Ist denn damit ein Glücklicher mehr geworden? Ihr beyde habt ja nur eure Rollen vertauscht.

Philonides. Aber mein Freund wäre noch unglücklicher geworden, als ich es bin.

Bion. Ist er, was ihr Leute einen edlen Mann nennt, so muß er weit unglücklicher seyn, als du. Denn er hat das Gefühl, daß du durch ihn elend geworden bist.

Philonides. Sollte ich ihn also fallen lassen?

Bion. Kommt auf Umstände an. Ich sage, der Mensch muß sich lange besinnen, ehe er sein bischen Glück hingiebt: denn es wird ihm nicht gut gethan. Würdest du in einem ähnlichen Falle wiederum so handeln?

Philonides. Um das bestimmen zu können, ist meine Handlung noch nicht alt genung. Hätte ich aber nicht Zeit mich zu besinnen: so würde ich eben so handeln.

Bion. Sieh, schon das beweißt, daß es um uns Menschen nicht zum Besten steht. Wir können uns nicht einmal selbst mit uns selbst auf einen festen Fuß setzen.

Philonides. Mag seyn: aber wozu soll auch ein so abgemeßnes System! Es macht uns endlich zu Maschinen, und verhärtet uns gegen jeden neuen Eindruck. Hättest du ein System der Meynungen, du würdest bey weitem kein so guter Gesellschafter seyn. So, denk ich, ists mit dem Handeln ebenfalls.

Bion. Bin ich doch heute dazu verur-

theilt, jedem Recht geben zu müssen, er mag mit einer bittern Ironie oder mit einer Schmeichelen endigen.

Philonides. Soll das erste mir auch gelten?

Bion. Nein, sondern dem Könige.

Philonides. Hast du mit ihm gesprochen?

Bion. Und er mit mir. Ich begegnete ihm vorhin, und da ich ihm ansah, daß er im Stillen sich ein wenig ärgerte, worüber? weiß ich nicht: so glaubte ich, es würde ihm lieb seyn, unterbrochen zu werden. Nun weiß ich, daß den, welcher Grillen fängt, nichts so leicht auf andre Gedanken bringt, als ein unverschämtes Queerdrein. Ich fragte ihn also geradezu: ob Kleopatra auf seinen Befehl gestorben wäre?

Philonides. Und er?

Bion. Ein andermal, Philonides. Jetzt muß ich Anstalten zu meiner Abreise treffen.

Philonides. Schon wieder?

Bion. In der That, mein guter Mann, das ist das einzige Mittel, um mir nicht selbst zur Last zu werden. Durch stetes Reisen erhält man sich immer neu und jung: ich kenne nichts Elenderes, als an Einem Orte alt zu werden. Lebe wohl!

* *
*

Auf dem Schiffe.

Bion. Und wie ist dir dann zu Muthe?

Schiffsherr. Freylich so gut nicht, wie bey heiterm Wetter und guter Fahrt, aber es geht denn doch vorüber: und, lieber Herr, was hätten wir auch für Langeweile, wenns nicht zu Zeiten stürmte und tobte! So ein paar Stunden Angst und Furcht sind für Leib und Seele gesund, man ist drauf, wie neugebohren.

Bion. In der That, die übrige Gesellschaft auf dem Schiffe scheint eben nicht die unterhaltendste zu seyn.

Schiffsherr. Unterhaltend genung, denn man muß unaufhörlich aufpassen, daß sie einem nicht das ganze Schiff rein ausplündern. Sieh dort, der Graukopf hat das Rauben noch unterm Ptolemäus gelernt.

Einige. Um der Götter willen! es läßt sich ein Seeräuber-Schiff sehen. Wir sind verlohren, wenn man uns erkennt.

Bion. Sagt lieber, wir sind verlohren, wenn man uns nicht erkennt.

Einige. Was willst du damit sagen?

Bion. Ich habe immer gehört, daß die Raubthiere von einerley Gattung einander nichts thun.

Einige. Dein Witz sollte dir theuer zu stehen kommen, wenn du noch eine Nacht mit uns führest. — Doch seht, es lenkt ab, den Göttern sey Dank!

Bion. Hab ichs nicht gesagt? Nichts lustiger, als wenn ein Schurke dem andern ausweicht, weil keiner weiß, welcher wohl der größte seyn mag.

Schiffsherr. Laß sie gehen. Sage mir doch, warum fragtest du vorhin nach meinem Vorrath an Mänteln?

Bion. Ja recht, wie viel hast du deren?

Schiffsherr. In allem sechs.

Bion. Und ich zwey, macht acht. Du sollst mir, lieber Freund, durch deine Mäntel Zuspruch verschaffen. Wie? das sollst du hören. Meine Absicht ist, in Rhodus Unterricht zu ertheilen: du weißt, es wimmelt da von Lehrern aller Art, und es hält schwer, bekannt zu werden. Die Welt will betrogen seyn, und ich wäre nicht gern der Letzte, der ihr den Willen thut. Wie nun, wenn du acht Matrosen in diese Mäntel kleidetest, und sie mit Büchern in der Hand hinter mir drein ziehen liessest? Das würde aussehen, als brächt ich schon einen Haufen Schüler mit, und du sollst erfahren, wie gut der Spaß sich bezahlen wird.

Schiffsherr. Es sey drum: ich werde alles besorgen.

Bion. Du empfängest die Hälfte von dem, was ich in der ersten Woche einnehme.

* * *

Und das würde nun ein ganzer Troß von Moralisten für Betrug ausschreyen. Also sollt ich ganz ungesehen in Rhodus einziehen, sollte voll Selbstgefühl und — Hunger warten, bis meine Weisheit, wie eine Mühle ohne Aufschutt, sich selbst entzündete, und durch diesen Feuerglanz die Augen der Rhodier auf sich zöge? Das wäre fein. Kein größerer Thor, als wer darauf rechnet, daß die Leute ihn suchen werden, ohne daß er sich bemerklich macht. Das stille Verdienst kommt mir vor, wie ein stilles Wasser: es mag sich freylich warm darinn liegen, aber Niemand kann seinen Durst daraus löschen, zum Baden taugt es gar nicht.

* * *

Im Hörsaal.

Der Mann, welcher jetzt vor Euch steht, Ihr lieben Herrn und Freunde, ist der Welt-berühmte Philosoph Bion, von dem in ganz Athen kein Mensch etwas weiß, und von dem auch Ihr nichts wissen würdet, wenn nicht diese acht handfeste Schüler meiner magern Weisheit Eure Aufmerksamkeit erregt hätten. Und wahrlich, diese acht Männer, die Ihr da seht, die sind eigentlich die wahren Philosophen. Sie genüssen, was sie haben, entbehren, was sie nicht haben können, kümmern sich nicht, was ehedem gewesen ist, ehe sie waren, und was dereinst seyn wird, wenn sie nicht mehr seyn werden. Dabey arbeiten sie, daß es eine Lust anzusehen ist, und dulden standhaft, was ihnen aufgelegt wird. Keiner von Euch, darauf wette ich, kann sein Lebensschiff so schnell und kräftig fortrudern, und dem widrigen Winde entgegentreiben, wie diese acht Männer das Schiff trieben, auf dem ich hierher gefahren bin. Ihr seht euch verwun-

dert

dert um? Nun, glaubt mirs nur, es ist in der Welt nichts leichter, als für einen Philosophen gehalten zu werden. Die Philosophie ist ein Mantel, womit man alles verhängen kann, und der erste, welcher den Philosophen-Mantel erfand, war eigentlich ein witziger Kopf. Wenn diese acht Männer die Bücher und Mäntel ablegen, sind sie wieder, was sie waren, Matrosen. Ich fürchte, es giebt Philosophen, die mit Buch und Mantel nichts bessers, als Bootsknechte, sind. Thut, was ich sage, ihr acht Mantel-Philosophen, legt eure Zeichen ab, und geht hinaus. Wollet ihr übrigen alle nachgehen: so thut es bald. Ihr bleibet? nun gut, so folgt von selbst, daß ich auch bleibe.

Aber vor allen Dingen müssen wir uns darüber einigen, was wir hier wollen. Ihr — wollt von mir lernen: ihr müßt also wissen, was ich euch lehren kann.

Laßt uns von oben anfangen, vom Himmel, von der Sonne, von den Sternen. Davon weiß ich nichts. Ich habe oft lachen

müssen, wenn ich Leute sah, die die Fische am Ufer, welche vor ihren Füßen herumschwammen, nicht sehen konnten, und doch die Fische in den Himmelsteichen entdeckten und zählten. — Von den Göttern? Wie ihr an meinen acht Matrosen gesehen habt, so komme ich nicht vom Olympus herab. Und was man auf Erden von den Göttern wissen kann, ist herzlich wenig. — Von der Welt? Meynt ihr die paar hundert Stadien, die ihr bisher durchlaufen seyd? Nun, wenn ihr mit offnen Augen gereist seyd, so habt ihr gesehen, was zu sehen ist. Oder meynt ihr die Welt, ehe sie war? Lieben Herrn, damals war ich auch noch nicht. Wollt ihr etwa wissen, wie alt sie ist? Wozu das? Wenn euer Haus fest steht, und alle Bequemlichkeiten hat, was kümmerts euch, wie lange es gebaut ist? Oder wollt ihr von mir erfahren, wie lange sie noch stehen wird? Wenigstens so lange, als ich und ihr: sollte sie früher einfallen, so werden wirs ja sehen.

Es bleibt also nichts übrig, als daß ich euch etwas vom Menschen lehre, also von mir und von Euch. Und was denn? Wie viel und was für Gedankenkammern der Mensch hat, wie viel und welche Spiegel inwendig herumhängen, um diese und jene Bilder aufzufangen und wieder zu geben? Ob mein Magen, oder mein Gehirn die hohen Gedanken erzeugt hat, die mein Mund gegenwärtig die Ehre hat, vor euch laut werden zu lassen? Ob binnen jetzt und zwölf Stunden der ganze Bion schlafen wird, oder nur Bion das Knochen- und Fleisch-Gerüste? Ob binnen jetzt und zwölf Jahrhunderten vom ganzen Bion noch etwas mehr übrig seyn wird, als die vier Buchstaben seines Namens, und vielleicht auch diese nicht?

Thales, Pythagoras, Parmenides, Anaxagoras! — wie ihr doch gleich aufhorcht, indem ich diese Namen nenne: wahrlich, ihr wäret werth, daß man euch mit bloßen Namen abspeißte — was haben denn diese Männer mehr gewußt, als ich weiß und wissen

kann? Daß die Welt aus Wasser, oder aus Zahlen, oder gar nicht, oder aus gleichartigen Theilen entstanden ist? Fürwahr, auf ein solches Wissen ist es der Mühe werth, groß zu thun. Diese Herren hätten uns durch den schlechten Ausfall ihrer Bemühungen vor ähnlichen Versuchen warnen sollen: aber es scheint nun einmal nicht bestimmt zu seyn, daß die Kinder an ihrer Väter Narrheiten weise werden sollen. Die Philosophie zerfällt in zwey Hälften; die eine enthält, was Jedermann weiß, und die andere, was Niemand weiß: das hat Plato gesagt, oder irgend ein andrer, etwan ich selbst. Wenn ich auf den Einfall komme, zu meinem Besten oder zur Lust Reisen zu machen; so halte ich mich immer innerhalb den Ufern der bekannten Welt: mögen andre, die der Kitzel sticht, in unbekannte Gegenden nach Entdeckungen ausziehen!

Wenn ihr euch, lieben Herrn, so versammelt, wie hier: so habt ihr gewöhnlich die Absicht, zu lernen, wie man viel und schön sprechen müsse, oder Recht sprechen — ich

setze hinzu, was Unrecht ist. Es fehlt hier in Rhodus nicht an Abrichtern, die für baares Geld eure Papageyen-Zungen zu lösen versprechen, ich wollte sagen, an Lehrern der Beredsamkeit. Aber ihr wißt doch, daß der Papagay von alle dem, was er plappert, nichts versteht, und indem er: Heil dir, großer König, quäckt, denkt er vielleicht in seiner Papageyen-Seele: Heil mir, wenn ich ein großes Stück Brod hätte. Die Mühle klappert am ärgsten, wenn nichts aufgeschüttet ist. Was ich euch lehren will, wenn es auch lauter bekannte Dinge wären, ist ächter Aufschutt. Ich habe gutes Korn mitgebracht, Gerste *) könnt ihr wo anders kaufen.

Die Weisheit des Menschen besteht darinn, daß er den Berg-Ziegen gleich werde, die zugleich ihren Leib füttern und zugleich aufwärts klimmen, daß er es den Schwänen

---

*) Gerste bläth, ohne zu nähren. Darum nannte Coelius einen schwülstigen, leeren Redner Hordearius, S. Sueton. Rhetor. 2.

nachmache, die nur ihre Beine und Untertheile im Wasser haben, Kopf und Hals aber frey und in der Luft. Wir werden alle mit Schwimmhäuten gebohren und ins Wasser gesetzt, es bedarf nur wenig Unterricht und ein paar Versuche; so geht die Sache herrlich von Statten. Wer kann dafür, wenn es Leute giebt, die uns die Schwimmhäute künstlich ausschneiden, und dafür Kork anbinden, der uns kaum eine Viertelstunde überm Wasser trägt!

Doch ich verstehe meinen Vortheil schlecht. Alle andre Lehrer fangen ihren Unterricht mit Lobsprüchen auf die Wissenschaften und Künste an, welche sie lehren wollen. Der eine erklärt die Geometrie für die Königin von allen, der andre zeigt, daß keine der Philosophie den Rang ablaufe, und so durchaus. Nun, bin ich gleich so schlau nicht, wie diese, so bin ich doch ein gut Theil ehrlicher. Immer fällt mir der Bauer ein, der sich vor seinen Acker hinstellte, und anstatt ihn zu pflügen und zu bauen, ihn ganze Tage lang

lobte. Was aus seinem Acker wurde, könnt ihr, als Schüler der Weisheit, von selbst errathen. Wäre es nicht klug, wenn wir anstatt zu loben, lieber pflügten und arbeiteten?

Ich will euch also lehren, die schwerste aller Arbeiten auf die leichteste Art zu verrichten. Das größte Uebel ist, das Uebel nicht ertragen können: die schwerste Arbeit wird also seyn, dem erstern Uebel abzuhelfen, oder das letztre ganz zu entfernen. Wollt ihr das lernen, so kommt zur bestimmten Zeit wieder zu mir, und ihr sollt euch wundern, wie herrlich meine Gleichnisse von Berg-Ziegen und Schwänen zupassen.

* * *

Bion. Warum so traurig, Pancreon? Hast du ein Unglück gehabt?

Pancreon. Nein.

Bion. Oder besser, hat irgend ein anderer ein Glück gehabt?

Pancreon. Du bist boshaft, Bion.

Bion. Das wäre ich nur, wenn ich dir die Wahrheit nicht sagte. Aber so seyd ihr alle, und ich dazu. Wir wünschen insgesammt alt zu werden, und fürchten uns insgesammt vor dem Alter. Wir möchten gern nichts als Wahrheit haben, und werden unwillig, wenn man uns die Wahrheit sagt.

Pancreon. Sobald sie verdrüßlich ist, und uns angeht.

Bion. Richtig distinguirt. Denn ich weiß zum Beyspiel, daß du die Wahrheit, welche einen andern angeht, um so lieber hörest, je verdrüßlicher sie für ihn ist. — Aber sage mir aufrichtig, warum bist du so neidisch und misgünstig, wie du bist?

Pancreon. Die erste Frage wäre eigentlich, ob ich es bin.

Bion. Mich dünkt, das kann nicht erst die Frage seyn. Sprichst du nicht jedesmal, wenn von jemandes Reichthum, Glück oder Ansehen die Rede ist: die Götter wissen, wie der dazu kommt, unser einem wird so etwas nie zu Theil, wie ganz anders würde ich ein

solches Glück benutzen, es ist keine Gerechtigkeit mehr in der Welt, und wie diese Formeln weiter heissen?

Pancreon. Gut, aber so sprechen viele Hunderte.

Bion. Schön! Das war doch noch eine Entschuldigung, die sich hören läßt, geistreich und neu.

Pancreon. Und bedeutend: wie sehr du auch darüber spotten magst. Viele Hunderte sprechen, wie ich, die übrigen denken sichs im Stillen: und wir alle sind von Natur mißgünstig. Was würde aus uns, wenn wir es nicht wären. Denn was heißt, misgünstig seyn, anders, als wünschen? und ein Herz ohne Wünsche ist ein Herz ohne Blut.

Bion. Dein Rhetor würde sich freuen, wenn er dich jetzt gehört hätte. Du hast so gut behalten, wie Phidippides in den Wolken. Der Junge prügelte seinen Vater nach einem richtigen Syllogismus.

Pancreon. Du schmälst, anstatt zu widerlegen.

Bion. Widerlegen? Was ihr doch für wunderliche Köpfe seyd. Ist denn jeder, der sich selbst oder den die Welt einen Philosophen nennt, bloß dazu da, um Leute deinesgleichen zu widerlegen? Und wozu denn? damit ihr überall prahlen könnt, der berühmte X. Y. habe Euch nicht zu widerlegen vermocht. In der That, lieber Pancreon, was du und Leute deines Schlags raisonniren, das kümmert sonst keinen Menschen: es sind die ersten Versuche, kleine Probewaaren. Man muß sie nicht eigentlich beurtheilen, sondern mit Gleichgültigkeit loben.

Pancreon. In der That, Bion, wenn ich neidisch bin: so kann mich Niemand besser von diesem Uebel heilen, als du. Denn du hast warlich nichts, was meinen Neid rege machen könnte.

Bion. Ich wüßte doch etwas.

Pancreon. Das wäre?

Bion. Die Geschicklichkeit, mir alle Schwäzer deiner Art leicht vom Halse zu schaffen. Gehab dich wohl!

* * *

Bion. Sieh da! du hier? Philonides. Wie bist du aufs Reisen gefallen?

Philonides. Um mir selbst zu entfliehen.

Bion. Eine sinnleere Formel. Hoffentlich siehst du das selbst ein. Du warest ja vor Kurzem noch wer weiß wie Tugendseelig.

Philonides. Ich war es: aber jetzt, Bion, muß ich dir Recht geben.

Bion. Worinn?

Philonides. Daß man nicht weiß, warum man eigentlich lebt.

Bion. Was hat dich so kleinlaut gemacht?

Philonides. Es sind mehr als sechszehn Tage, daß ich nichts gethan habe, als was das Thier auch thut. Und dabey hatte ich nicht einen frohen Gedanken: mit Verdruß legt' ich mich nieder, mit Verdruß erwachte ich.

Bion. Aber du bist doch inne geworden, daß du lebtest?

Philonides. Traurig, wenn man sein Leben nur an seinem Kummer gewahr werden kann.

Bion. Ich denke anders. Eine Seefahrt ohne Stürme ist eben so leicht vergessen, als gemacht, und der Schiffer hat dabey weder seine Kunst, noch seinen Muth geübt.

Philonides. Wahr. Aber ich will auch lieber Stürme haben und aushalten, als eine matte langweilige Fahrt auf einem Sumpfe und bey schwülem dickbewölkten Himmel. Der Sturm regt unsre Kräfte auf, aber eine solche Marterfahrt drückt sie nieder. Lieber Unglück, als Unmuth!

Bion. Du mußt zum Arzte gehen. Der Unmuthige ist gemeiniglich krank: oder er hat heftige Leidenschaften, die nicht ausbrechen können. Ist etwa das letztre bey dir der Fall? Wo die Leidenschaften nicht zur Gährung kommen, da verdicken sie das ganze Blut mit ihren Hefen. Was gilt es, deine edle That für den bewußten Freund hat dich gereut?

Philonides. Wie konnte ich aber voraussehen, daß ein Mann, der mir alles verdankt, so gegen mich verfahren würde! Er hat nicht eher geruht, bis man mich aus der Stadt verwieß, und er selbst, Bion, er selbst hat mir mein Verweisungsurtheil mit ruhiger Mine angekündigt.

Bion. Ist nichts Neues.

Philonides. Aber entsetzlich. Wahrhaftig, die Menschen sind nicht werth —

Bion. Sachte, mein guter Freund. Solche Verwünschungen sind abgenutzt und abgeschmackt. Erst läßt sich ein brausender junger Tugendheld verleiten, sich auf gut Glück, aus einer Schwärmerey von Freundschaft, für seinen Seelenfreund aufzuopfern, findet, daß sein unvergleichlicher Freund ein Schurke ist, und erklärt dann einmal für immer die ganze Welt für Schurken. Er allein aber ist ein edler großer Mann: schade nur, daß ihn die Götter nicht sogleich aus dieser nichtswürdigen Welt zu sich nehmen, und ihn zu einem unsichtbaren Genius der Tugend ernennen. —

Haben dir denn die Philosophen, die dich so viel Schönes lehrten, nicht auch die Kunst geoffenbart, sich das Bewußtseyn einer edlen That als Kopfkissen unterzulegen?

Philonides. Ich verdiene diese bittern Vorwürfe. Aber hast du nichts zu meinem Troste zu sagen?

Bion. Trost? Du hast ja nicht böse gehandelt.

Philonides. Aber unvorsichtig.

Bion. Der Unvorsichtige kann sich am leichtesten unter allen trösten: er darf ja nur alles auf Zufall, Uebereilung oder Leidenschaft schieben: er darf ja nur auf die hundert und aber hundert hinsehen, die es nicht besser machten. Jeder Mensch, sagt ein altes Sprichwort, macht gewöhnlich einmal in seinem Leben einen dummen Streich: wohl dem, dessen dummer Streich zugleich so edel ist, wie der deinige. Sage selbst, Philonides, bey wem hast du durch diese Handlung verlohren? Bey den Göttern? Wenn sie das sind, was die Philosophen wollen: so müssen sie dich

lieben. Bey edeln Menschen? Gewiß nicht. Bey dem großen Haufen? Der ist nie Richter in Sachen der Tugend. Bey dir selbst? Am wenigsten.

Philonides. Aber ich habe meine Ansprüche auf Amt, Ansehen und äussres Glück verlohren. Ich könnte jetzt glücklicher seyn, und dabey doch eben so rechtschaffen, wie vorhin.

Bion. Weißt du auch gewiß, ob du bey Amt und Ansehen glücklicher seyn würdest?

Philonides. Es ist doch höchst wahrscheinlich.

Bion. Die ärgerliche Wahrscheinlichkeit! Grade die ist die Mutter unsrer meisten Leiden. Ich sage dir, es ist viel wahrscheinlicher, daß du bey Amt und Ansehen unglücklicher, wenigstens abhängiger seyn würdest.

Philonides. Aber was soll ich jetzt thun?

Bion. Leben.

Philonides. Wie denn?

Bion. Wie ich, das heißt, so gut du kannst.

Philonides. Dann müßte ich Bion seyn.

Bion. Das ist nichts gesagt. Denn wahrlich, Bion ist herzlich wenig: und du kannst in einer halben Stunde werden, was er ist.

Philonides. Laß mich deinen Freund seyn, und sey der meinige.

Bion. Nur hoffe nicht mehr zu viel von der Freundschaft. Sie kann zwey Herzen verbinden, aber nicht vereinigen.

* * *

Bion. Willkommen, du Idee des Alcyon, du vermehrte und verbesserte Abschrift des göttlichen Plato! Wie sieht es heute im Himmel aus?

Alcyon. Wenn ich einen Augenblick bey dir weilen soll, so sey ernsthaft.

Bion.

Bion. Bin ich das nicht? Wer könnte im Scherz nach dem Himmel fragen!

Alcyon. Eben du. Denn wahrlich im Ernste fragst du nie darnach. — Aber nur ein Wort, Bion. Einer deiner Schüler ist heute voll Kummer zu mir gekommen: du hast seine schönsten und trostreichsten Ueberzeugungen wankend gemacht.

Bion. Und die wären?

Alcyon. Das Höchste und Seeligste, was der Mensch haben kann, Glaube an Gottheit und künftige Glückseeligkeit.

Bion. Der arme Jüngling!

Alcyon. Aber gestehe, Bion: es ist unredlich von dir gehandelt.

Bion. Was denn?

Alcyon. Daß du junge Seelen zu Zweiflern bildest, und um ihre Ruhe bringst. Was ich so fest in dieses Jünglings Seele niedergelegt glaubte, hast du mit einem leichtsinnigen Scherze ausgerottet.

Bion. Das macht deiner Pflanzkunst wenig Ehre.

Alcyon. Als ob die Seele eines Jünglings nicht einem lockern Boden gliche, aus dem ein vorübersausender Wind leicht den eingelegten Keim ausreissen kann.

Bion. Höre, Alcyon: ich habe eine alte Vorliebe für Gleichnisse; wer mir ein Gleichniß bringt, der hat gewonnen. Also weiter! Worinn bestand mein leichtsinniger Scherz?

Alcyon. Du hast mit spöttischer Miene öffentlich gesagt: die Götter wären erbärmliche Tyrannen, sie verstünden das Menschenquälen kaum zur Hälfte. Der Danaiden Strafe würde erst dann ächte Höllenstrafe seyn, wenn sie in ewig volle Fässer, nicht in durchlöcherte, Wasser tragen müßten.

Bion. Richtig behalten! Nun, und was sagst du dazu? Habe ich nicht Recht?

Alcyon. Davon ist jezt die Rede nicht. Ich halte mich an meine erste Frage: ist es recht, vor Jünglingen über göttliche Dinge zu spotten?

Bion. Dein Plato sagte, man müsse den Göttern gleich zu werden suchen. Ich

lehre ja noch mehr, ich zeige den Jünglingen, wie sie noch über die Götter hinaus kommen können.

Alcyon. Spott ist keine Antwort.

Bion. Also keinen Spott mehr, aber auch Antwort noch nicht, sondern erst noch eine Frage. Hast du deinen Plato verstanden?

Alcyon. Ich glaube.

Bion. Rechnet er die alberne Posse von den Danaiden, dem Jrion und Sisyphus zu den göttlichen Dingen?

Alcyon. Alles, was Volksglaube geheiligt hat, gehört unter die göttlichen Dinge.

Bion. Was er geheiligt hat. In meinen Augen kann der Volksglaube eher alles, als eine Posse heiligen: und die Gottheit des Plato wird jedesmal reiner und vollkommner, so oft wir ein Stück aus dieser Glaubenslehre fallen lassen. Wer sich unter der Gottheit einen Prytanen, wie Ades, denkt, und unter dem künftigen Leben eine Metallgrube: dessen Ueberzeugungen sind so gar kostbar

eben nicht. Lehre du künftig deine Schüler die Gottheit aus eigner Tugend kennen, und die künftge Glückseeligkeit durch sich selbst hoffen: so wird ihnen Niemand ihren Glauben wegspotten. Bey dir, zum Beyspiel, würde mein Spott gewiß nichts verfangen.

Alcyon. Das danke ich meinem großen Lehrer.

Bion. Nach dessen Anweisung du täglich emsiger strebst, der Gottheit ähnlich zu werden, und aus den Banden des Körpers und der Sinnlichkeit auszutreten. Ich rechne dahin die Eile, womit du in kurzem dein Vermögen los geworden bist —

Alcyon. Elender —

Bion. Die himmlische Liebe, womit du die Seelen einiger schönen Jünglinge umfängst — die Sorgfalt, womit du dem Sohne deines Bruders sein Erbe abzustreiten wußtest, um ihn zeitig vom Irdischen abzuziehen —

Alcyon. Unverschämter —

Bion. Den Eifer, womit du dich der Seelen deiner Sclaven annimmst, indeß du ihre Leiber zu Schanden prügelst —

Alcyon. Hund —

Bion. Du gehst so eilig? Nur noch ein Wort auf den Weg: Hüte dich künftig, von deinem Glauben mit Menschen zu sprechen, die dein Leben kennen!

* * *

Sermones Bionei.

I.

Das Schicksal.

Indeß ein Platon und Pythagoras
Uns ihre Träume wissentlich und dreust
Für Wahrheit geben, will ich ehrlich seyn,
Und Traum, was Traum ist, nennen. Höret denn,
Was Alles mir in dieser Nacht geträumt.

Der Geist des Demokrit, so schien es mir,
Geleitete mich lächelnd an der Hand
In den Olympus. Lange Zimmer-Reihn
Durchstrichen wir, von Erz und Gold die
Schwellen
Und Flügelthüren, wie Hephästos sie
Mit Klugheit schmiedet und Homer beschreibt.

Jetzt schallte fern aus einem hintern Saal
Uns froher Lärm und Becherklang entgegen.
Wir gehn ihm nach, und kommen unverhoft
An eine Thüre, fest und wohlverwahrt,
Und am Gesimse stand mit goldner Schrift:
Des Schicksals Wohnung. Wie? be-
gann ich schnell,
Hier wohnt das Schicksal, dieser ernste Gott,
Der feyerlich und unerbittlich streng
Die ganze Welt, und selbst die Götter, wie
Uns arme Sterbliche mit Einem Wink
Beherrschet? So, sprach lächelnd Demokrit,
So jubelt ein Tyrann beym Lustgelag,
Und trinket sich aus vollen Bechern froh,
Indeß sein Volk, von seiner Hand gedrückt,

In tiefem Jammer schmachtet, und gebeugt
Die Hände ringt. — Die Flügel öfnen sich,
Wir treten ein. Wie staunten wir zurück!

Denn hört! Um eine lange Tafel saß
Die ganze Götterschaar, am obern Platz
Der große Zeus, den Becher in der Hand,
Die Wangen glühend, und das Wimpern-
Paar,
Womit er beym Homer die ganze Welt
Und den Olymp erschüttert, hieng herab,
Und deckte halb die trunknen Augen zu.
Und so die Götter alle. Nur Apoll
Vermochte noch zu stehn, und spielte noch
Zum lallenden Gesang des Musenchors.

Genung gespielt! begann der Donnergott,
Man kriegt doch auch das ewge Dudeldum
Am Ende satt. Mir leyert ohnedem
Das Dichtervolk mit seinem Hymnenschwall
Die Ohren täglich voll. Ersinne doch
Merkur, ein ander Spiel: sonst schlaf ich ein.

Glorreichster! Größter! Wolkensammler!
sprach
Der Argustödter, welch ein hartes Wort
Ist deinen Lippen jetzt entflogen! Wie?
Du wolltest schlafen, während Juno wacht?
Hast du so schnell vergessen, was Homer
Von deinem Schlaf auf Ida's Höhn erzählt?
Drum höre mich, hört mich Unsterbliche,
Ihr seelige Bewohner des Olymps,
Und merket auf, damit ihrs alle wißt.
Ich schlage vor, damit der große Vater
Der Götter und der Menschen jetzo nicht
Vor Langerweil entschlafe, wollen wir,
Wie öfters schon, ein Dutzend Menschenseelen,
Zum Zeitvertreib erschaffen: stimmt Ihr ein?

Schön! allerliebst! versetzte Kronos Sohn,
Und rieb die Augen sich, fürwahr, Merkur,
Du bist ein kluger Kopf. „Sehr obligirt,
„Der Apfel fällt ja, wie das Sprichwort sagt,
„Nicht weit vom Stamme.“ Nun, ihr Göt-
ter! frisch,
Holt Euer Werkzeug her, und fanget an!

Jetzt rückte sich die Götterschaar zurecht,
Und zimmerte, und pappte, buck und schnitt.
Hier saß Apoll, und schnitzelte Poeten
Und Künstler aller Art: und Momus bließ
Von hintenzu den Puppen Athem ein.
Merkur indeß schuf, seinem Amt getreu,
Ein Häufchen Diebe, Männer von Geschäften,
Gesandte, Projecteurs für Hof und Staat:
Mars Grobians, und Helden groß und klein,
Und Thor= und Mädchenstürmer: Bachus nichts,
Als Trinker, Zotenreisser und Poltrons.

Dort saßen die Göttinnen nach der Reih
Und schufen, Juno böse Weiber, und
Cythere Buhlerinnen, Pallas Jungfern,
Und Iris Plappermäuler. Schläfrig lag
Entfernt von allen, auf dem Ruhebett
Der Träume Gott, und schnitzte — Philosophen.

Genung mit Schaffen! rief der Wolkengott,
Und gieng herum, und sah mit Kennerblick
Die Arbeit nach. Erst trat er zum Apoll:

„Ist nichts für mich: wozu ein solches Heer
„Von Dichtern! Traun, aus all dem Volke
wird
„Doch kein Homer. Ich wenigstens, mein
Sohn,
„Ich lese keinen. Und die Künstler dort
„Wozu? seitdem ein Phidias gelebt?
„Ey bravo! sprach er zum Merkur, das ist
„Doch Waare für die Welt, so recht gemacht
„Für unser Griechenland. Man sieht es wohl,
„Apollo kennt die trockne Wissenschaft,
„Doch Hermes kennt die Welt." — Mit
flüchtgem Blick
Besah er Mars und Dionysos Seelen:
„Sind gut, gehören auch zur besten Welt,
„Die Trinker sonderlich sind überall
„Die besten Unterthanen, still und fromm,
„Und grübeln nicht nach Recht und Politick.

„Sieh da! ein Haufe schöner Weiber. Brav
„Frau Juno! recht, wie aus den Augen dir
„Geschnitten. Schön, Minerva, meisterlich!
„Und hier — (er lehnte sich an Venus Ohr)

„Etwas für mich — und streichelt' ihr das Kinn.
„Vortreflich, Iris! — Sieh, auch Morpheus hat
„Das Späßchen mitgemacht. Ha! das wird wieder
„Manch nagelneu System des Möglichen,
„Und manche neue Demonstration
„Von Unserm Allerhöchsten Daseyn geben!

„Nun gut, ihr Himmlischen, jetzt ruhet aus,
„Wo ist das Schicksal? Komm und thu dein Amt!
„Nimm diese Seelen hier, und fördre sie
„Hinunter in die Welt und mache draus,
„Was dir beliebt.“ Das ernste Schicksal kam,
Ein Sieb in seiner Hand, und jeder Gott
Warf seine Seelen in das Sieb. Es stand
An jeder Oefnung dieses Siebes groß
Und deutlich angeschrieben Glück und Rang,
Zum Beyspiel hier: Regenten, weiter hin
Eroberer, links Vornehme, rechter Hand
Gemeines Volk, hier Reiche, Bettler dort.

Gewaltig schüttelte das schwere Sieb
Der stumme Gott, und, wie die Körner, fielen
Die Seelen durch, hinunter in die Welt.

Grausames Schicksal, rief ich wüthend, halt!
Und sprang hinzu, und seht — da wacht'
ich auf.

* * *

II.

Die Augen.

Ich habe jüngst ein seltsam Land gesehn,
Es lag — jedoch das thut zur Sache nichts:
Ich schreibe nicht für Alexanders, die
Kein Ländchen nennen hören, ohne gleich
Ihr Heer zu rüsten zur Eroberung,
Auch nicht für Reisende, wie Herodot,
Am wenigsten für Handelsleute, denen
Bey jedem neuen Land ein neuer Plan
Zu Tausch und Absatz vortheilhaft erscheint: —

Und doch, damit ihr seht, ich lüge nichts,
So wisset denn, das Ländchen, das ich sah,
Es lag — vom Aufgang bis zum Niedergang.

Die Menschen dieses Landes hatten alle
Anstatt der Augen — weiß der Himmel, was —
Ich glaube Spiegel. Denn der eine Theil
Sah jedes Ding unglaublich klein und kurz.
Ein Baum, der sich, nach unsrer Art zu sehn,
Bis in die Wolken streckt, hieß ihnen Strauch.
Ich selber, den ein richtig Längenmaaß
Den Männern beygesellt, war ihnen Kind.
Nannt ich Homer, so zuckten sie verächtlich
Die Schultern — Socrates? „ein armer Wicht,"
Den Rhodischen Coloß? „ein Fingerhut."
Sprach ich erstaunt von einer großen That,
So schrieen sie: „Wo hat der Herr die Augen!
„Ist wahrlich nicht der Rede werth." Und kurz,
Sie sahn durchaus nichts Großes — als sich selbst

Ich zog von dannen. In der nächsten Stadt
War alles Volk versammelt auf dem Markt,
Und stand betäubt um einen Rednerstuhl,
Und hörte zu. Ich mischte mich darein.
„Auf! schrie der Redner jetzt, erhebe dich,
„Des Ruhmes Göttin, die das hehre Haupt
„Bis in die Wolken trägt, und ihren Fuß
„Der Erde gönnt, auf; stoß mit deiner Stirn
„Die Sterne dort am blauen Himmel aus,
„Daß unsers Fürsten, unsers Jupiters
„Glorreicher Stern am leeren Himmel Platz
„Und Raum gewinne, und allein, allein
„Am Himmel Stern sey, so wie unser Fürst
„Allein hienieden Fürst ist." Und er schwieg,
Und alles Volk rief, wie von Sinnen: Schön!
Vortreflich! Unerreichbar! Göttlichgroß!

Was habt ihr denn? sprach ich den einen an,
Wem galt die Rede? „Wie? du weißt es nicht,
„Entsetzlich! hast es nicht gehört?“ Kein Wort!
„Bey allen Göttern, Freund! du scherzest nur,
„Du mußt es wissen, daß Agarchides —
Der ist? — „Auch diesen Namen kennst du nicht?
„Ihn, unsern Jupiter, wie dieser Redner ihn
„Vortreflich nannte, — Fürst Agarchides?
„So wisse denn, du Fremdling, der vielleicht
„Dort bey der Nacht und hinterm Ocean
„Zu Hause ist. — Es hat Agarchides
„Zwey Bürgern, die durch unsern letzten Krieg
„Verarmet sind, voll königlicher Huld —

Etwas geschenket? dafür ist er reich —
„Nein, das wohl nicht, geschenket nichts, das wird
„Vielleicht noch kommen, diesmal hat er erst
„Den beyden Bürgern den Erlaubnißschein
„Umsonst ertheilt — zu betteln, wo sie wollen."
Und dafür? — „Dafür stattete Polit
„Der größte Redner unterm Monde, jetzt
„Im Namen dieser beyden seinen Dank
„Dem Fürsten ab." Und war der Fürst dabey?
„Der Fürst? wo denkst du hin? Er unter uns
„Ein Gott bey Menschen? — Unsers Fürsten Glanz
„Sieht nie ein sterblich Auge." Und wie groß
Ist eures Fürsten Staat? wie groß sein Heer?
„So

„So viel ich wissen darf" — Hier unterbrach
Ein fürchterlich Geschrey den guten Mann:
„Neigt euch vor ihm! Welch übermenschlich Glück
„Ward uns zu Theil! In unsrer Mitte steht
„Phöbus Apoll!" Ich sah erstaunt mich um,
Und sieh, das Volk lag vor mir auf den Knien.
Was wollt ihr denn? Sprecht Leute, seyd ihr toll?
„Wie groß er ist!" rief einer, und, „wie schön!"
Ein anderer: „fürwahr es ist Apoll."
Indessen hielt ein junger Mann entzückt
Mir eine Rolle hin: ich schlug sie auf,
Und sieh! es war ein Blättchen Poesie,
Das im Gedräng aus meiner Tasche fiel.
Ich sehe wohl, ihr Bürger dieser Stadt,
Es hält nicht schwer, bey euch Apoll zu seyn.
Kommt nach Athen, fürwahr da findet ihr
Apollo Rudelweis', und mancher muß

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wie Smintheus *) dort, um nicht zu hungern, sich
Nächst Poesie, aufs Rattenfangen legen.

Mit großer Müh entrann ich dem Gedräng,
Und gieng von ohngefähr bey einem Saal,
In welchem laut gelesen ward, vorbey.
Ich trat hinein. Ein junger Dichter las
In jämmerlichem Ton, als wär er bald
Am fünften Act erstickt, ein Trauerspiel.
Es war vorbey. Und, Götter! rufte laut
Ein alter Mann, ihr Götter! welch ein Kopf!
Ja! was erlebt man nicht! ich schwör es euch,
Nie hätt' ich das geglaubt, nie, daß ein Mensch
Ein Mensch im Stande sey, ein solches Stück,
Ein solches Meisterwerk zu machen.

Jetzt

*) Smintheus, ein Beyname des Apollo, von Sminthos, die Maus.

Betrat das Pult ein Andrer, kühn und stolz,
Und las ein lang Gedicht, wovon ich kaum
Den zehnten Theil verstand, ein Spottgedicht,
Voll rauher Zeilen, schwer und ungelenk.
Er schloß. Und, wie betrunken, rufte wieder
Der alte Mann: Ich sage nicht zu viel,
Auf diesem Dichter ruht der große
Geist
Des Aristophanes, Cratin und Eu-
polis
Zehnfältig. Kurz darauf bestieg ein Mann
Von hoher Miene dieses Pult, und sang
Mehr, als er las, ein großes schönes Lied
So rund und voll, so reich an süßen Tönen,
Es war zum Schmelzen, doch nicht zum —
Verstehn.
Der hat den Preiß! so rufen alle laut,
Ja das sind Verse! das ist edel, groß,
Und hoch erhaben, süß, wie Flötenton,
Und sanft, wie Mondenschein. Zwar,
wir gestehn,
Wir fassens nicht, und wir errathens
nur,

Doch eben drum, so sagt uns das Gefühl,
Das still und süß, wie Sphären-Harmonie
In unsre Herzen schleicht, doch eben drum
Ist dies Gedicht so unbegreiflich schön.

Potz Narren! rief ich, und entlief geschwind,
Doch unterwegs traf ich auf einen Kreiß
Von Menschen, die erstaunt zur Sonne sahn,
Wie schwarz sie scheint! Schwarz? Leute, nimmer war
Ihr Licht so hell. Was willst du, Bösewicht?
Ein Philosoph! ihr Herrn, ein Atheist!
Er kommt gewiß, um unsern kleinen Staat
Durch Hochverrath und Aufruhr zu entzweyn,
Die Jugend unsers Volkes durch das Gift

Von seiner Lehre zu verderben. Fort!
Die Sonn' ist schwarz, wie deine
Seele. Fort!

Ich aber floh, so schnell es gieng, davon.
Und in dem Lorbeerhayn, der vor der Stadt
Am heilgen Strome grünet, setzt' ich still
Ans Ufer mich, voll trüber Phantasien.
Sieh! da erschien der Geist des Sokrates,
Und lächelte, und sprach: du kümmerst dich
Um das, was dir geschah: doch sey getrost!
Der Fehler liegt am Menschen nicht, er liegt
An seiner Augen Bau. Drum sieht der eine
Die Dinge groß, ein andrer klein, und schwarz
Ein dritter, und ein vierter gelb und grün,
Nur Gott allein sieht alles, wie es ist.

III.

Die Wasseruhr.

Wer durch das Städtlein Gikgak reiset, der
Vergesse nicht, den hohen Rath allda
Mit zu besuchen, denn er wird fürwahr
Im hohen Rath zu Gikgak Ideale
Von weisen Räthen finden. Als ich jüngst
In der Versammlung war, begann zuerst
Ein alter ernster Mann: Ihr Herrn und Väter
Des Staates, laßt uns heut mit weisem Ernst
Das wichtigste Geschäft des ganzen Reichs
Einmal besorgen, und, wo möglich, enden!

Versteht sich! rief die ganze große Schaar,
Das wichtigste Geschäft! — Und dieses ist?

Ist? lieben Freunde, was denn anders wohl,
Als unser Krieg, der Land und Leute drückt,
Der Krieg mit den Gakgiken, die uns jetzt
Von selbst den Frieden biethen. Jahr und Tag
Daurt dieser Zank, und ist noch nicht beendet.
Wohlan denn! laßt uns heute — Heute? rief

Ein junger Mann dazwischen, nein, Kleant,
Das kann nicht seyn. Hat jene Sache schon
So lang gewährt, so wird ein Tag dazu
Nicht viel betragen. Immer ist ein Staat
Vermögend, sich von aussen zu beschützen,
Sobald er innerlich befestigt steht,
Und dieses Innerlich, ihr Väter! sey
Für dießmal unsre Sorge. Denket selbst
Bis diesen Tag liegt unsre Wasseruhr
Unaufgerichtet. Und warum? warum?
Ach! daß ichs sagen muß — bloß weil ihr euch
Nicht einigt, welche Form das Fußgestell
Bekommen soll, viereckigt oder rund.
Weh über Gikgak, wenn die Sache nicht
Noch heut entschieden wird. Kein Redner weiß
Wie lang er sprechen darf, kein Richter, wenn
Er den Prozeß entscheiden soll, niemand,
Wenns Zeit zum Essen ist. Und das, ihr Herrn,
Das wird uns stürzen. Ach wie oft verweilt
Von uns nicht mancher über die Gebühr
Hier auf der Kurie, indeß daheim
Sein Mittagsmahl verdirbt, und er sodann
In Zank und Streit mit seiner Gattin kommt,

Aus vielem Zank entsteht dann Zorn und Haß,
Ein elend Leben, kälter wird die Eh,
Die Kinder leiden bey der Eltern Zorn,
Man scheidet sich, die Ehen nehmen ab,
Und Gikgak sinkt. — Ach, weil es Zeit ist, laßt
Uns heute noch den großen Punkt verhandeln,
Und unsern Staat erhalten. Stimmet dann!
Ich meines Orts bin für ein Fußgestell
Von runder Form. „Entsetzlich! rief mit Hast
Ein andrer drein, wer hätte je gedacht,
Daß Gikgaks hoher Rath in seinem Schooß
Verräther nähre. Rund? Ihr Götter hört,
Und rächt den Frevel! Rund? So lange schon
Der Staat von Gikgak steht, ist alles, was
Ihm angehört, viereckigt: unsre Tempel
Und Käse, Hüt' und Schuhe, Brod und Kuchen,
Selbst unser Vieh, die Ross' und Ochsen sind
Quadraten ähnlicher, als Kugeln. Das,
Ihr Herren, das allein erhielt den Staat,
Denn es erhielt bey jedem Unterthan
Aecht patriotschen Geist, und bittern Groll,
Groll gegen Gakgik, unsern Erbfeind, wo
Die Käs' und Tempel, Hüt' und Schuh und Brod

Und alles rund ist. Denket, edle Herrn,
Und nun ein rundes Fußgestell zur Uhr?
So geh denn Gikgak, werde Gakgik gleich,
Mach alles rund, was bis zu dieser Frist
Viereckigt war, und stürze so dich selbst
Von deiner Höh zu Gakgiks Füssen hin.
Leb wohl, mein Vaterland! ich weine dir
Noch eine Thräne." Und der ganze Rath
Ward tief gerührt: und einer trat hervor,
Und sprach voll Ernst: Wir danken euch,
ihr Herrn,
Für euren edlen Eifer um das Wohl
Von Gikgak; hätten wir der Männer viel,
Wie ihr, es wäre Gikgak ganz gewiß
Der erste Staat der Welt. Damit jedoch
Euch beyden Recht, und keinem Leid gescheh,
So stimm' ich, soll das Fußgestell der Uhr
Auf unserm Markt' ein rundes Viereck seyn."
Und ich verließ erbaut den hohen Rath.

IV.

Die neuen Musen.

Beruhigt euch, die ihr den Lauf der Welt
Nicht loben wollt, und alles anders seht,
Und schlimmer, wie es war. Dort im Olymp
Gehts eben so. Einst herrschte Uranus,
Dann Kronos, dann der große Vater Zeus,
Und jeder änderte, was ihm gefiel.

Erinnert euch, was unser Dichter-Chor
Vom Musenberge singt, und seinen Höhn
Und Thälern, und den Musen selbst, die ihn
Bewohnen. Ach! wie anders ist das heut!

Als ich ihn jüngst voll Neubegier erstieg,
Und lange Zeit durch jeden Hayn und Strauch
Gekrochen war, aufhorchend, ob ich wo
Den süßen Ton von einer Melodie
Der Musen hörte: ob kein Dichter sich,
Berauscht vom Wunderquell, vernehmen ließ:
Da schmält' ich bitter auf die Phantasien,
Womit das Dichtervolk uns andre täuscht.

Ha! dacht ich mir, das wird ein Anblick seyn,
Wenn du die Musen all im heilgen Kreis
Versammelt siehst, und mitten drinn Apoll,
Und rings herum die großen Sänger all
Vom Mäoniden an — dann stimmen sie
Um dich zu ehren, einen Hymnus an
Von Orpheus oder Pindar, oder gar
Ein Lied von dir, und Phöbus setzt voll Huld
Dir einen Lorbeer auf, und alles grüßt
Und küßt den neuen Liebling des Apoll.

Indeß ich so noch träumte, traten mir
Drey Weiber in den Weg, verzehrt und alt,
Und häßlich, wie Megäre. „Sey gegrüßt,
So kreischte mir die eine zu, mein Sohn;
Was suchst du hier auf diesen Götterhöhn?"
Was sonst, als Götter, sprach ich mit Verdruß,
Die Musen selbst, und Phöbus ihren Freund.

Die sind nicht hier, versetzte jenes Weib,
Seitdem wir herrschen. Schüchtern flohen sie
Zur Unterwelt, und kehrten da und dort
Bey ihren Freunden ein. Und wer, begann ich,

Und wer seyd ihr? Bekannte Wesen, sprach
Die Alte grinsend, sahest du mich nie?
Ich bin der Hunger, dieß die Eitelkeit,
Und jene da die Habsucht, alle drey
Von gleicher Kraft, die Dichter zu begeistern:
Versuch es selbst. Verbunden, schöne Fraun,
Recht sehr verbunden, sprach ich, aber sagt,
Der Musen waren neun, ist diese Zahl
Nicht ausgefüllt? Doch sieh, da kommt ja schon
Ein neues Chor: drey Mädchen, schöner noch,
Als Ihr. Laß sehn, ob ich Allegorie
Genung versteh, um zu errathen, wer
Die Holden sind. Nicht wahr, die plumpe dort
Heißt Grobheit? diese da, zur rechten Hand
Rechthaberey? und unverkennbar ist
Des Neides Göttin. Wie? seyd ihr vielleicht
Die Musen der Kritik? — Koax! Koax!
Erscholls im nächsten Sumpf, daß man sein Wort
Nicht mehr verstand? Wer sind denn diese Herrn?
„Sind Dichter." Beym Apoll! ihr scherzet nur,
Ich höre Froschgequäck. „Respekt, du Schuft, —
Schrie mir die Grobheit zu, und faßte mich
Beym Arm, — Respekt vor dieser Poesie

Der neusten Zeit, sonst will ich dich Geschmack
Und Mores lehren. Auf, ihr Schwestern, greift
Den Unverschämten fest! — Mit großer Müh
Entkam ich dem Geschmeiß, und mochte nicht
Die letzten drey der neuen Musen sehn.

* * *

Im Hörsaal.

Ich will euch diesmal von mir unterhalten: ich will euch offenherzig und treu beschreiben, wie ich bin; seht selbst zu, ob etwas von mir zu lernen und an mir nachzuahmen ist.

Ich bin, wie die meisten Menschen, anders in der Welt und anders für mich allein. Ich bin äusserst schüchtern, in hohem Grade gutmüthig, überaus weich gestimmt, und fern von allen Ansprüchen; und die Menschen halten mich für dreust, satyrisch, unempfindlich und stolz. Daß ich ihnen so erscheine, davon liegt der Grund in meinem Bestreben,

das Fehlerhafte, woran meine natürlichen Eigenschaften gränzen, zu verbergen. Ich zwinge mich muthig auszusehn, um nicht als furchtsam verlacht zu werden: ich spotte zuweilen, um nicht andre anzulocken, daß sie mein Wohlmeynen mißbrauchen: ich erzwinge an mir den Anstrich von Festigkeit und Kraft, um nicht so leicht von meiner Weichheit überrascht zu werden, ich schweige aus Schüchternheit, wo ich reden sollte, und ziehe mich, soviel ich es kann, ins Unbemerkte zurück: das sieht aus, wie Stolz. Ich gebe mich oft Jedem hin, aus Gutmüthigkeit, oft bleibe ich aus Schüchternheit vor Jedem verschlossen.

Herzlich liebe ich die Menschen: aber weniger aus Grundsätzen, als vielmehr aus Weichheit und aus Furcht vor Unbequemlichkeiten und Verlegenheiten. Dennoch hatte ich selten die Freude, für einen Menschenfreund gehalten zu werden. Wenn andern die gröbsten Beleidigungen, die sie an ihren Mitbürgern verübten, ungestraft hingiengen: so zog mir oft das gelindeste Wort, in einer

vorübergehenden Mißstimmung ausgestossen, den schrecklichsten Verdruß zu. Meine natürliche Weichheit macht mich peinlich gewissenhaft, ich erblicke daher überall Menschen, die etwas gegen mich haben, die sich von mir beleidigt glauben, und die mir gefährlich werden können.

Fast immer habe ich durch das Bestreben, es allen recht zu machen und alle zu erfreuen, und aus Mangel an Stärke beleidigt. Ich stimme in die schiefen Urtheile, die Jemand von meinem Freunde fällt, ohne Bedenken ein, weil ich jenem dadurch gefalle und ihm nicht zu widersprechen Herz und Unfreundlichkeit genung habe. Schlaue Köpfe haben diese meine Schwäche oft zu meinem größten Nachtheil gemißbraucht.

Häufig hat mich meine Gutmüthigkeit in Verlegenheiten verwickelt. Ich habe nicht Verschlagenheit genung, um mich auf eine leichte und geschickte Art daraus los zu machen, und gab daher oft alles hin, was ich

geben konnte, um nur frey zu werden, mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück.

Was ich von jeher am ärgsten gefürchtet habe, ist Haß und Verachtung. Um beydem zu entgehen, mied ich die Menschen, aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Man haßte mich als einen eingebildeten Sonderling, und die Vernachlässigung, die mir widerfuhr, schien in meinen Augen nicht viel besser, als Verachtung. Ach! ich hatte noch keinen Fortschritt in der Tugend gemacht, denn ich verstand noch nicht, den Hohn und die Beleidigungen andrer so ruhig anzuhören, als ob es Lobsprüche wären.

Ich warf mich von neuem unter die Menschen, aber die Unruhe und Bangsamkeit, womit ich sprach und handelte, scheuchte sie von mir weg. Meine Unzufriedenheit mit mir selbst suchte sich Luft zu machen, und brach in Unzufriedenheit mit andern aus. Oft sprach ich auch von mir selbst so klein und verächtlich, oft tadelte ich mich so bitter, daß andre in meinen Aeusserungen unmöglich Ernst

finden

finden konnten, sondern nichts, als versteckte Vorwürfe für sie. So sah ich in kurzem alle, die mich umgaben, durch meine eigne Schuld immer verschloßner und argwöhnischer gegen mich werden.

Ich spotte bisweilen über Dinge, die mir sehr wichtig sind, nicht aus Bosheit, sondern um für etwas anders gehalten zu werden, als ich bin. Und dieses wünsche ich darum, weil ich bemerkt habe, daß das, was ich bin, nicht ganz in diese Welt paßt. So lache ich, zum Beyspiel, laut über die Urtheile des großen Haufens, und doch können sie mich leicht aus aller Fassung bringen.

Aus diesem Kampfe zwischen mir und den äussern Verhältnissen ist ganz natürlich ein gewisser Zwang entstanden, der mir nicht selten lästig ist und andre verwirrt.

Ihr könnt denken, daß es mir bey diesen Eigenheiten nicht an trüben Stunden fehlt, vernehmt denn auch, worinn ich meinen Trost und meine Beruhigung finde.

Zuerst in den Wissenschaften, über denen ich vieles vergessen kann, was mich sonst grämt. Aber doch ist dieser Trost nicht rein. Das Gefühl meiner Schwäche gegen andre große Denker, die Neckereyen und ärgerlichen Auftritte unter den Gelehrten, selbst die Menge des Wissenswürdigen stöhrt gar oft meine Ruhe und macht mich muthlos.

Dann in der Eitelkeit, wovon ich, den Göttern sey Dank! auch meinen Theil habe. Aber sie ist von eigner Art, ich möchte sie die schüchterne nennen. Nie sehne ich mich, die erste Rolle zu spielen, aber ich wünsche wenigstens die zweyte. Ich verlange nicht, ins Gesicht gelobt zu werden, ich wünsche zu glänzen und zu gefallen, wo ichs am wenigsten darauf anzulegen scheine. Ich mag mich nicht gern ohne Noth bemerklich machen, aber ich sehe es gern, wenn ich bemerkt werde, besonders, wenn man etwas Ungewöhnliches und Sonderbares an mir findet. Selbst meine Höflichkeit hat davon ihren Anstrich: sie ist nicht zuvorkommend, aber erwiedernd. Was

mir nun hier etwan in der Wirklichkeit abgeht, das ersetzt mir die dritte Trostquelle, meine Einbildungskraft. Mir selbst überlassen, kann ich mir Verhältnisse und ganze Scenen so lebhaft vormahlen, daß sie meine ganze Seele beschäftigen. Natürlich, daß ich sie gerade so erfinde, wie sie dem Bedürfnisse meiner Eitelkeit angemessen sind. Ich unterhalte solche Träumereyen mit vieler Theilnahme und Lebhaftigkeit, und gebe sie ohne Unwillen auf, um sie ein andermal desto genauer auszumahlen.

Endlich und am sichersten beruhigt mich der Gedanke an das große Nichts aller Dinge. Ich trete dann auf Augenblicke in einen größern Gesichtskreis, und sehe da, wie doch alles, was wir Sterbliche reden, thun, wünschen und fürchten, im Grunde genommen — Nichts ist, wie schnell das alles entweder anders werden, oder ganz aufhören kann, und wie sehr es alsdann einerlei ist, ob wir dieses oder jenes Glück wirklich genossen oder blos gewünscht haben, ob wir in den Augen

der Welt groß oder klein waren. Diesen Gedanken habe ich seit langer Zeit, ich möchte sagen, so abgerichtet, daß er mich ohne Bitterkeit und Schrecken überschleicht, daß er mir sogleich jede unangenehme Empfindung, jeden Aerger und Groll, niederdrückt, und dem gepreßten Herzen auf eine sanfte Weise Luft macht. Und in so fern kann ich allen denen Recht geben, welche die wahre Philosophie in das Nachdenken über den Tod setzen. Man wird ruhig und zufrieden, nachgebend und standhaft, wenn man an die Hinfälligkeit der Dinge denkt.

Hier habt ihr alles was ihr zu wissen braucht, um mich in vorkommenden Fällen richtig zu beurtheilen. Man wird euch viel Schlimmes oder doch Zweydeutiges von mir sagen, ihr werdet oft ganz widersprechende Urtheile über mich hören: denkt alsdann immer an das, was ich euch so eben bekannt habe, und was weder Persäus noch Philonides zu wissen scheint.

* *
*

* * *

Astra. Man nennt dich einen Cyniker, lieber Bion; deswegen fasse ich Muth, mich mit einigen Fragen an dich zu wenden, die ich andern Philosophen nicht vortragen darf. Ich betrachte dich wie einen Arzt, gegen welchen auch das züchtigste Mädchen Muth genung hat, offenherzig zu seyn.

Bion. Dein Eingang macht mir bange. Wie, wenn nun der Arzt den Arzt vergäße?

Astra. Dann würde das Mädchen nicht das Mädchen vergessen, und zu rechter Zeit einlenken.

Bion. Nun, so mache die Probe.

Astra. Sage mir, Bion, was sind wir Weiber eigentlich? Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger kann ich eine Antwort finden. Ich las gestern die Sentenzensammlung des Machon, die von Anekdoten aus dem Leben der berühmtesten Buhlerinnen wimmelt, und wurde darüber sehr traurig.

Bion. Warum das?

Astra. Weil ich fand, daß alle diese

Mädchen so ausgezeichneten Geist und Witz besaßen, und ihn doch zu nichts anderm anwenden konnten und durften, als zu einer Lockspeise oder Zuthat der groben Sinnlichkeit. Lais äusserte gar, wie Machon erzählt, sie möge Niemandes Gattin oder Mutter seyn, dazu wären die dummen Weiber gut genung.

Bion. Und was folgerst du daraus?

Astra. Daß die Natur oder die Männer uns eine sehr niedrige Bestimmung angewiesen haben, geistreiches Laster, oder dumme Tugend.

Bion. Du hast nicht Unrecht, schöne Astra —

Astra. Schöne Astra — Wenn du mich belehren willst, Bion, so schmeichle mir nicht.

Bion. Das thue ich nicht. Jemanden schön nennen, ist keine Schmeicheley: denn Schönheit ist kein Gut für uns, sondern für andre. Der Schöne genießt es nicht, sondern die, welche ihn lieben. Wenn ich dich also schön nenne, so schmeichle ich eigentlich mir.

Astra. Ich verstehe deine Trugschlüsse nicht: laß uns also davon abbrechen.

Bion. Du sollst sehen, daß ich zu rechter Zeit den Cyniker zu verleugnen weiß. Um aber deine Frage einigermaßen beantworten zu können; so denke dich mit mir eine Zeitlang ganz aus Griechenland weg.

Astra. Und wohin?

Bion. In eine Platonische Republik. — Gestehe mir dann, daß die Neigungen der Liebe natürlich und nothwendig sind.

Astra. Ohne Bedenken.

Bion. Daß unter allen Trieben keiner so zügellos und verderblich werden kann, als dieser.

Astra. Das kann man allenfalls von Machon lernen.

Bion. Ein wohleingerichteter Staat wird also ganz vorzüglich dafür zu sorgen haben, daß er gemäßigt und zum Ersatze der Verstorbnen, so wie zur frohen Erhaltung der Lebenden benutzt werde. Das Mittel dazu

ist die Ehe. Es fragt sich nur noch, wer soll diesem Mittel Kraft und Dauer geben?

Astra. Du willst sagen, das Weib.

Bion. Und ich denke, Recht zu haben.

Astra. Aber ist es nicht gerade das Weib, welches diesen Trieb zuerst, am stärksten und am längsten fühlt? Sollte es nicht eben darum zu schwach seyn?

Bion. Die Natur hat ihm eine Stärke verliehen, die der Mann in diesem Maaße nicht hat — eine warnende und schützende Begleiterin jenes Triebes — die Schamhaftigkeit. Wie nun das Weib durch Schönheit und Liebreitz die Wünsche des Mannes erweckt: so soll sie durch Schamhaftigkeit sie mäßigen und erhalten und auf einen Gegenstand hinleiten. Auch hierbey kommt ihr die Natur zu Hülfe, die dem Manne eine solche Einrichtung gegeben hat, daß er — im Fall ihn nicht Verfeinerung und Luxus verdorben haben — mit einer Ehe zufrieden ist. Besitzt also das Weib Geist genung, um das gehörige Maaß in der Mischung des Reitzes

und der Scham zu treffen: so ist sie für den Staat und die Menschheit eine überaus wichtige Person.

Astra. Du hast ihre Mutterpflicht vergessen. Bey dieser könnte vielleicht Lais Recht haben.

Bion. Gewiß nicht. Auch in den gemeinsten Lebensverhältnissen ist das, was ich Geist nenne, wohlthätig. Ein geistreiches Weib wird als Mutter manches heilsame Mittel zur Erhaltung ihres Kindes, manche bessere und bequemere Sitte ausfinden, um die natürliche Mutterliebe zur verständigen Neigung zu erheben. — Bist du mit meiner Antwort zufrieden?

Astra. Wenn sie nur auf unsre Verfassung und auf unsre Männer paßte. Wenn aber alles so bleibt, wie es jetzt ist, wenn uns die Männer blos zu Gegenständen vorübergehender Begierden, oder zu sclavischen Müttern und Ammen brauchen: so ist es wahrlich nicht der Mühe werth, etwas anders, als schön oder dumm zu seyn.

Bion. Wohl: aber sollte nicht hier ein Anfang zum Bessern eben von Seiten des Weibes gemacht werden?

Astra. Kaum. Denn, wie die Sachen jetzt stehen, wird jedes geistreiche Weib lieber genießen, als dienen wollen, lieber herrschen, als gehorchen. Der Staat muß auf jenes Gewerbe Schande legen, und die eigentliche Hausfrau zu Ehren bringen: er muß sie an dem allgemeinen Recht und Tone Theil nehmen lassen, damit dieser allmälig etwas von weiblicher Sittsamkeit annehme und nicht blos vom Manne gestimmt werde. Die Schamhaftigkeit, von der du sprachst, ist durch unsre Verfassung völlig vernichtet. Bey einer Lais fällt sie von selbst weg, und bey der Gattin muß sie dem Willen und den Launen des gebiethenden Herrn weichen. Sie kann also nur dadurch geltend werden, daß das Weib Gelegenheit hat, sie in größern und mehr öffentlichen Verhältnissen des Lebens bemerklich zu machen, und es so einzurichten, daß sie durch den allgemeinen bessern Ton in

Schutz genommen wird. — Du hast einst einem Freunde, der dich fragte: ob er sich vermählen solle, die Antwort gegeben: an einer Häßlichen werde er eine Furie, an einer Schönen ein Gemeingut haben *). Ich stimme dir bey, aber ich frage dich auch: ob eine Verfassung und ein Ton, wo dieß wahr ist, gut sey?

Bion. Meine Antwort auf deine Frage galt nur für eine Platonische Republik.

Astra. Da wir nun aber in einer solchen nicht leben; so rathe mir, was ich thun soll?

Bion. Einen Versuch machen, ob du ein besseres Beyspiel geben kannst.

Astra. Und wenn dieser nicht gelingt?

Bion. Dich zurückziehen, und der Welt zusehen,

Astra. Da traust du mir mehr zu, als ich selbst. Nein, Bion: ich werde deinem

*) Im Deutschen ist das Buchstabenspiel des griechischen Ποινη und Κοινη nicht nachzubilden.

Rathe gemäß, einen solchen Versuch wagen, und gelingt er nicht, dann mag es mein Vaterland verantworten, wenn ich werde, was hundert andere von meinem Temperamente geworden sind. Und dann, Bion, sollst du der erste seyn, den ich zu meiner Tafel lade.

Bion. Schalkhafte! Und Bion wird thun, was Sokrates that.

* *
*

Bion. Du kannst es nicht leugnen, daß bey unsrer Art des Studirens viel Vorurtheil und Zwecklosigkeit mit unterlauft.

Diagoras. Kommt darauf an, was du Studieren nennst.

Bion. Die Fertigkeit sich erwerben, durch den freyen Gebrauch unsrer Geisteskräfte die Hindernisse zu erkennen und ihnen abzuhelfen, welche der Nichtgebrauch oder Mißbrauch dieser Kräfte der menschlichen Glückseeligkeit in den Weg gelegt hat.

Diagoras. Ich will das annehmen, aber welches sind die Mittel, wodurch man zu dieser Fertigkeit gelangt?

Bion. Du meynst vielleicht die emsige und angestrengte Untersuchung: ob die vier und zwanzigste Rhapsodie der Iliade ächt sey? ob die Form Pelion oder Peleide ein höheres Alterthum habe? ob Hesiod mit oder ohne Aeolischen Hauch gesungen habe?

Diagoras. Und warum hebst du nun grade diese feinern Probleme der Grammatik heraus?

Bion. Du wählst deine Worte gut. Ich würde statt feinere wenigstens kleinere gesagt haben. Aber gestehe mir doch, daß ihr über diesen Dingen ganze Tage und Nächte brütet. Gestern hörte ich von weitem zwey große Gelehrte heftig darüber zanken: ob Ulysses von Malea nach Cythera verschlagen worden? Emsig suchten sie die Verirrungen des Ulysses, aber an ihre eignen dachten sie nicht. — Philetas will entdeckt haben, daß einige Rhapsodieen der Iliade unächt sind, der Gramma-

tiker Demetrius will etwas Aehnliches schon früher bemerkt haben: und nun entsteht ein Krieg, der dem Trojanischen ähnlich ist. Nicht genung, daß Philetas sein älteres Recht geltend macht, er sucht auch des Demetrius Leben und Charakter der ganzen Welt verdächtig zu machen, zieht bey allen Gelegenheiten gegen ihn los, nennt ihn einen Unwissenden, Hämischen, Boshaften, und die ganze Sache? —

Diagoras. Wer kann für einzelnen Mißbrauch!

Bion. Sage das nicht. Diese Art der Gelehrten ist Gebrauch, nicht Mißbrauch. Gesetzt aber auch, durch jene Streitigkeit würde endlich mehr Licht über Homer verbreitet, was gewinnt die menschliche Glückseeligkeit dabey?

Diagoras. Die bessere Erkenntniß des Einzelnen hat Einfluß in das Ganze.

Bion. Es giebt Leute, die sich darinn üben, Senfkörner durch ein Schlüsselloch zu werfen. Wie groß mag wohl der Einfluß

seyn, den diese einzelne Fertigkeit in das Ganze hat? Nicht wahr, sie werden im Falle eines Krieges desto geschickter mit Steinen nach dem Feinde werfen? Aber warum übten sie sich denn nicht gleich darinn, mit Steinen zu werfen?

Diagoras. Ich könnte dir vieles sagen, was bey dieser Uebung in Anschlag kommt, zum Beyspiel, daß sie den Personen selbst ein großes Vergnügen gewährt, daß die fleissige Genauigkeit, welche dazu erfordert wird, in das ganze Wesen solcher Menschen übergeht. — Auf jeden Fall bleibt es gewiß, daß man von hier nach Athen nicht auf gradem Wege kommt.

Bion. Aber wäre es denn nicht besser, wenn die Strasse dahin gerade wäre? wenn also diejenigen, denen solche Geschäfte obliegen, auf eine Besserung dächten? Oder willst du lieber, daß sie dieselbe noch mehr krümmen und herumziehen? — Du giebst doch zu, daß es Kenntnisse giebt, welche mit dem Wohle des Einzelnen, wie des Ganzen, in

weit näherer Verbindung stehn? daß der größte Theil eurer Gelehrsamkeit zu weiter nichts dient, als ihn zu lehren und zu lernen, und endlich zu vergessen?

Diagoras. Der Fechter lehrt und lernt viele Wendungen und Stösse, die er vielleicht in seinem Leben nicht einmal anbringen kann, aber sie gehören zum Ganzen.

Bion. Gehören zum Ganzen. Ich bin diese Redensart schon gewohnt: sie ist einer von den gewöhnlichen Schlupfwinkeln derer, die eine Kleinigkeit wichtig machen wollen. Sage mir nur das noch, ist dein gepriesenes Ganze nicht in jedem Betrachte ein menschliches Werk, etwas, was wir selbst erfunden und bestimmt haben? Kommt es also nicht auf uns an, wie groß oder klein dieses Ganze seyn und was alles dazu gehören soll? Habe ich denn nicht Recht, wenn ich behaupte, das Ganze solle in der unmittelbaren Beförderung des allgemeinen Wohls bestehen, und mithin alles ausgeschlossen bleiben, was diesen Zweck nur entfernterweise oder gar nicht erreichen hilft?

Diago-

Diagoras. Wenn ein dichter Regen das Feld fruchtbar macht, kannst du mir sagen, welcher Tropfen besonders zu dieser Fruchtbarkeit beyträgt?

Bion. Der gewiß am wenigsten, der nicht auf den rechten Fleck fällt. Darum siehst du auch, daß manche Flecke eines Ackers minder fruchtbar sind, und auf manchen sogar Unkraut aufschießt. Warum es die Natur so macht, wissen wir nicht, denn sie hat mehr zu besorgen, als unsre Aecker: wir aber wissen genau, was wir aus den Menschen eigentlich bilden sollen, und können also unsre Pläne ganz bestimmt darnach einrichten. — Aus euren Schulen gehen die Jünglinge ab, wie manche Große von ihren Aemtern: statt berühmter geworden zu seyn, sind sie nur reicher geworden. So die Jünglinge. Sie sollen besser und brauchbarer geworden seyn, und sind nur gelehrter geworden.

Diagoras. Ist denn die Gelehrsamkeit nicht brauchbar?

Bion. Nicht jede. Oder was soll der künftige Richter und Feldherr mit der Untersuchung über Ulysses Irrfahrt ausrichten? Muß er sie nicht vergessen?

Diagoras. Und wenn ihm die Erinnerung davon oder die Wiederholung der Odyssee auch nur Vergnügen macht, ist sie dann nicht brauchbar?

Bion. Aber kann man ihm denn nicht leichter zu einem noch zweckmäßigern Vergnügen helfen? Bedenke doch nur, wie kurz das menschliche Leben ist, und wie sehr wir also mit jedem Augenblicke zu sparen haben.

Diagoras. Hältst du unsre Wissenschaften für unbedeutend, so ist es ja eben recht gut, daß der Mensch in einem so kurzen Leben nichts Wichtigers unternimmt, denn damit würde er noch weniger zu Stande kommen.

Bion. Deine Philosophie schmeckt nach Grammatik. Du müßtest also lieber darauf dringen, daß der Mensch durchaus nichts triebe

und lernte, denn mit nichts würde er am besten fertig werden.

Diagoras. Man muß Leute deiner Art mit Gründen aus der Sache selbst verschonen.

Bion. Da irrst du sehr. Ich wünschte, du brächtest mir recht viele Gründe aus der Sache selbst: wenn du anders weißt, was zur Sache selbst eigentlich gehört. Ich beurtheile alles, was der Mensch zu lernen hat, aus der allgemeinen oder besondern Bestimmung desselben: er soll nichts lernen, blos um es zu wissen, sondern alles, um es anwenden zu können. Allenfalls kann der Staat die Einrichtung treffen, daß es einige seiner Bürger giebt, welche sich blos damit beschäftigen, solche Dinge zu lernen, die man bloß wissen, aber nicht brauchen kann. — Ich möchte noch hinzusetzen, daß eure Gelehrsamkeit auch der Tugend gefährlich ist. Eine Menge kleiner Dinge wissen, deren Erkenntniß aber unsägliche Mühe kostete, macht aufgeblasen. Wir müssen uns alsdann durch das Wissen

selbst belohnt machen: wir müssen es in unsern Augen höher anschlagen, damit uns die Mühe nicht gereue, und die Achtung vor anderer Kenntniß und Einsicht nicht muthlos mache. Das ist der Weg zu Einbildungen der thörigsten Art, und Einbildungen sind die Hindernisse alles Fortschrittes.

* * *

Plexippos. Nun kann ich desto ruhiger philosophiren. Mein letztes Landgut ist vollends hin.

Bion. Ich wünsche dir Glück dazu. Wenigstens hast du es klüger gemacht, als Amphiaraus: ihn verschlang die Erde, und du hast sie verschlungen.

Plexippos. Was mich freut, Bion, ist, daß ich nie geizig war.

Bion. Du hast Recht; der Geizige ist ein lächerlicher Thor. Da bewacht und besorgt er sein Vermögen, als wäre es sein, genießt es aber so wenig, als gehörte es einem

Fremden. Man könnte ihn freilich in so fern auch einen großmüthigen Menschen nennen. Er sammelt für andre, die ihm den Tod wünschen. Uebrigens kann sich die Philosophie freuen, eine so wichtige Eroberung gemacht zu haben: sie wird nie Mangel an Zuspruch haben, so lange es noch Menschen giebt, die das Ihrige durchzubringen verstehn. Erst Verschwender, dann Philosophen. Wir hätten wahrlich nicht so viel wunderschöne Lehren über die Verachtung des Reichthums, wenn nicht die meisten Schüler der Weisheit vorher so munter gelebt hätten, wie du. — Was wirst du nun mit den Dingen anfangen, da du den Nerven derselben, den Reichthum, verlohren hast?

Plexippos. Ich werde sie verachten.

Bion. Das heißt, du wirst überall davon sprechen, daß Geld und Gut nichts besser als Koth sey, daß der Weise das alles entbehren könne, daß jeder, der es besitzt, ein ausgemachter Thor sey? nicht also?

Plexippos. Etwas Aehnliches.

Bion. Und es wird nie an Leuten fehlen, die dir das aufs Wort glauben. Ich gehöre freilich darunter nicht.

Plexippos. Du nicht?

Bion. Nein, denn ich bin fest überzeugt, daß eben dieser Koth das Feld der Weisheit am besten düngt. Auf magerm Boden gedeiht keine gute Pflanze. Haben die Götter einmal zugelassen, daß Reichthum vorhanden sey: wer soll ihn denn mit mehr Recht bekommen, als der Weise, der ihn am besten zu brauchen versteht?

Plexippos. Und doch sind die Weisen aller Zeit —

Bion. Ich weiß, was du sagen willst: aber es ist nicht von Bedeutung. War es Weisheit, wenn sich Jemand aus dem kühlen Schatten in die Sonnenhitze setzte, und nun auf die Gluth der Sonne schmähte und doch alle die Thoren nannte, die im Schatten blieben? Das ist der Fall mit allen, die ihrem Reichthum entsagten, um zur Weisheit überzugehen. Sie machen es, wie Achill.

Der Schmerz über seinen Patroklus lag im Herzen, und er — raufte sich die Haare aus, als hätte dieser Schmerz in den Haarwurzeln gesessen. Die Versuchung zur Thorheit liegt nicht im Gelde, sie liegt in uns — hier müssen wir raufen, wenn wir sie los seyn wollen.

Plexippos. Aber der Weise kann nie die Wahrheit dreust sagen, wenn er begütert ist.

Bion. Grade das Gegentheil. Armuth und Niedrigkeit sind schlimme Nachbarinnen der Freymüthigkeit. Die Verachtung des Geldes klingt nirgends verdächtiger, als in dem Munde eines Bettlers. Die Wahrheit, die ein König sagt, scheint hundertmal mehr Wahrheit zu seyn. Bey dem allen behaupte ich aber gar nicht, daß Reichthum das höchste Gut sey; ist er doch nicht einmal geschenkt, sondern blos geliehen. Geliehen, sag ich, und der Weise allein entrichtet Zinsen dafür. Ein Mensch wie du, läßt sie so lang zum Kapital summen, bis der Gläubiger unwillig

wird, und das ganze Darlehn zurücknimmt. Ich gestehe dir, Plexippos, die Habsucht ist in meinen Augen sehr lächerlich: ich nenne sie oft die Hauptstadt im Lande der Narrheit; aber die Verschwendung — ists wahrlich nicht minder. Beyde Personen dursten, der Geizige, weil er sich scheut, zu trinken, der Verschwender, weil er das Getränke darneben gießt.

Plexippos. Bey dir fände ich also schlechten Trost.

Bion. Man kommt zu spät zum Arzte, wenn das Uebel nicht mehr zu heben ist. Der erste Beweiß deiner Philosophie sey, daß du die Folgen deiner Thorheit ruhig erträgst.

* * *

Es ist ein großes Glück, oft mit Menschen zusammenzutreffen, denen man wilde, trostlose und verzweifelte Ideen benehmen muß. Durch das Bestreben, sie bey andern zu verdrängen, unterdrückt man sie in sich selbst.

Ein Zweifelmüthiger kann sich nicht besser heilen, als wenn er oft mit Zweiflern umgeht: die Sucht zu widersprechen wird ihn unvermerkt aufs Gegentheil bringen.

Um wie vieles bin ich ruhiger und wahrer, wenn ich mit unruhigen Köpfen und boshaften Sophisten zu thun habe!

Mir selbst überlassen, wie unruhig, wie schielend! Wie vieles verwerfe ich, verlästre ich, wenn ich allein denke!

Es wird mir leicht, dem Bekümmerten zu beweisen, es gebe kein wahres Uebel, es sey Thorheit, über den Kummer der Welt zu weinen. Und wie tief fühle ich diesen Kummer, wie bitter dieses Uebel, wenn ich allein bin!

Aber es soll wohl auch hienieden nicht anders seyn: es soll keine reine Freude herrschen.

Ach! Prometheus hat den Thon, woraus er die Menschen formte, mit Thränen angefeuchtet.

*   *
*

* * *

Mysias. Sage mir, warum hast du nicht den jungen Kliton an dich gezogen?

Bion. Weil es nicht möglich ist, weichen Käse mit einem Hamen aufzuziehn und zu fangen.

Mysias. Du hättest an ihm einen Alcibiades gehabt.

Bion. Die Frage ist, ob ich einen brauche. In der That, lieber Mysias, ich weiß nicht, warum ihr so viel auf den Alcibiades haltet. Das Gewöhnliche an ihm ist sehr gewöhnlich, und das Ungewöhnliche eben nicht musterhaft. Solche Mitteldinge zwischen Tugend und Laster sind weit gefährlicher, als das gemeine Laster.

Mysias. Auf allen Fall muß er sehr einnehmend gewesen seyn.

Bion. Das hat er bewiesen: als Knabe verlockte er die Männer von ihren Frauen, und als Jüngling die Frauen von ihren Männern. Und sein ganzes Verdienst dabey war Schönheit.

Mysias. Sollte Sokrates blos seiner Schönheit nachgegangen seyn?

Bion. Es scheint: wenigstens aus der schwärmerischen Idee, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse. Vielleicht auch noch aus einem andern Grunde.

Mysias. Der wäre?

Bion. Erlaubte Eitelkeit. Je mehr Aufsehen Alcibiades erregte, desto mehr Ruhm hofte Sokrates für seine Bemühungen zu erwerben, wenn er diesen Jüngling leiten und bilden könnte. Er betrachtete ihn als die Lockspeise zu seiner Philosophie.

Mysias. Es ist mir lieb, daß du ihm nichts Schlimmeres zutrauest.

Bion. Würdest du es gethan haben, wenn ich mit Kliton genauern Umgang gesucht hätte? Du lächelst: Antwort genung. Gestehe mirs, ihr seyd wunderliche Leute.

Mysias. Ich war zugegen, als der junge Betion dem Menedemus ein Geständniß that, welches dir von dieser Seite nicht viel Ehre machte.

Bion. Hat das Betion gethan, so ist mirs leid. Aber ihr hättet daran denken sollen, daß Betion ein affenmäßiger Nachahmer des Alcibiades ist, und mir daher die Ehre anthut, mich zu seinem Sokrates zu lügen. — Aber davon abgesehen, du magst mir nun glauben, oder nicht, auf allen Fall kann ich den Sokrates in diesem Stücke nicht loben.

Mysias. Warum nicht?

Bion. Weil er dem Umgange mit diesem Wüstlinge seinen häuslichen Frieden aufopferte. Denn wahrlich, Xantippe würde weit sanfter und besser gewesen seyn, wenn Sokrates sie nicht so auffallend vernachlässigt hätte. Den ganzen Tag brachte er, entfernt von ihr, mit Alcibiades hin, und wenn dieser ihn einmal nach Hause begleitete, erfuhr sie von ihm nichts, als schnöde Begegnung. Sie mußte es gelassen mit anhören, wenn ihr die Athenienser allerley schöne Geschichten von dem Umgange ihres Gatten mit dem Alcibiades zutrugen: nicht einmal ihre weibliche Eitelkeit hielt Sokrates schadlos, und zum Danke für

das alles machte er sie in Gesellschaften als ein böses Roß lächerlich, dessen Behandlung ihn zum guten Reuter machen helfe. War Sokrates einmal dazu berufen, ein Muster der Tugend zu seyn, so durfte die häusliche Tugend nicht leer ausgehen.

Mysias. Aber du kennst doch den Geist unsrer Weiber, ihre wenige Bildung —

Bion. Seltsam, warum helfen wir denn nicht dazu, sie zu bilden? Warum ließ nicht Sokrates die Windseele des Alcibiades fahren, und versuchte in seinem Hause, an seiner Gattin eine Aspasia zu erziehen?

Mysias. Das hält schwer.

Bion. Ist nichts gesagt. Hat es etwa noch nie Weiber gegeben, aus denen sich etwas machen ließe? In der That, ein Mann, wie Sokrates, hätte zum Beyspiel aus Homers Helena, Andromache und Penelope Ideale bilden können. Glaube mir, Mysias, die Griechen würden ein weit sanfteres, festeres und feineres Volk seyn, wenn sie ihre Weiber weniger vernachlässigten. Aber die

Sache ist schon im Zuschnitte verdorben, das sieht man an unsern Göttinnen.

Mysias. Wie meynst du das?

Bion. Was sind unsre Göttinnen? die eine schön und verbuhlt, die andre in Arbeiten geschickt und listig, die dritte stolz und herrschsüchtig: sanft, gefällig, treu und artig ist keine. Die alte Welt, welche den Olympus mit diesen Atheniensischen Fischweibern bereicherte, hatte an den Weibern nichts bemerkt, als Sinnlichkeit, künstliche Arbeitsamkeit, List und Uebermuth: bessere Eigenschaften kannte und forderte sie nicht. — Der Staat sollte das Recht haben oder sich nehmen, nach Verlauf wichtiger Zeitperioden die alten Götter abzusetzen, und neue an ihre Stelle zu erwählen, als Ideale der Tugenden, die in jeder solchen Periode für den Staat Bedürfniß wären.

Mysias. Das klingt ächt Theodorisch.

Bion. Du verstehst dich, wie ich merke, schlecht auf den Klang. Theodorus, sagt ihr, sey ein Gottesleugner: ich aber leugne

die Götter ja nicht, ich will sie nur besser machen. Denn wahrlich, Mysias, ein Philosoph muß sich schämen, von den Volksgöttern auch nur zu sprechen: so rohe, ungeschlachte und grobmenschliche Wesen sind sie, einer, wie der andere.

Mysias. Aber bedenke doch das Volk.

Bion. Eben das bedenke ich, eben das bedaure ich. Es ist vergebens, durch Philosophie auf das Volk wirken zu wollen, so lange die Religion nicht besser ist. Aus dieser Religion kann man das Böse, wie das Gute, beweisen und empfehlen.

Mysias. Das erstre sollte dir schwer werden.

Bion. Nichts ist leichter. Ihr erklärt zum Beyspiel den Tempelraub für ein Verbrechen. Wer etwas, was den Göttern gehört, wegnimmt, ist ein Verbrecher. Aber, wenn nun den Göttern alles gehört, so kann ich entweder nichts wegnehmen, denn ich bringe es immer wieder an einen Ort, wel-

cher den Göttren gehört, oder wir sind alle, ohne Ausnahme, Tempelräuber.

Mysias. Wenn gleich alles den Göttern gehört, so ist ihnen doch nicht alles geweiht.

Bion. Lächerlich! Die Götter sollen sich von den Menschen erst etwas weihen lassen, was ihnen ohnedem schon gehört. Dieser Arm soll dann erst mein Arm seyn, wenn es einem Priester einfällt, ihn mir zu weihen. — Von der Art sind die meisten eurer Religionsbegriffe. So sagt und glaubt ihr, das Verbrechen, welches der Vater begangen hat, werde oft erst an seinen Enkeln gestraft.

Mysias. Das bezeugen alle tragischen Geschichten der Vorwelt.

Bion. Und es ist doch wahrlich eben so, als wenn der Vater sich den Magen verdorben hätte, und der Arzt gäbe nicht ihm, sondern seinem Enkelkinde zum Purgiren ein.

Mysias. Aber doch kannst du nicht leugnen, daß die Enkel oft genug an ihres Großvaters Ausschweifungen erkranken.

Bion.

Bion. Wohl, aber das ist natürliche Folge, und nicht Strafe der Götter.

Mysias. Was du natürliche Folge nennest, nennt das Volk Strafe. Der ganze Unterschied liegt im Namen.

Bion. Als wenn der nicht wichtig genung wäre. Die Namen sind es ja eben, die das Gute und das Böse unterscheiden. Durch die Worte kommen uns die Begriffe, sind jene falsch, so sind es auch diese.

* *
*

Bion. Du klagst über Augenschmerzen? Laß es gut seyn, Agelor, vielleicht findet sich eine treue Hand, die dich, wenn du blind wirst, noch die wenigen Schritte durch das Leben leitet, und den Weg in die Unterwelt findet man ja mit zugemachten Augen.

Agelor. Ich fürchte nur ein elendes Leben, den Tod habe ich nie gefürchtet.

Bion. Sage das nicht. Wir fürchten, genau genommen, den Tod alle, der Weise, wie der Thor, der Gesunde, wie der Kranke. Auch ist es ja recht eigentlich darauf angelegt: unser innres Sehnen nach Leben, der grausenvolle Anblick alles Verwelkten und Gestorbnen, die kalte Ruhe, womit sich alles Lebendige von dem Todten gleichsam los sagt — nimm hinzu, daß das Aergste, womit man uns in der Kindheit schreckt, der Tod ist, das höchste Verdienst um sein Vaterland — Sterben. Wir holen den Arzt, nicht, daß er uns von der Krankheit befreye, sondern daß er uns gegen den Tod schütze. Und weißt du gewiß, daß wir im Tode nicht alles, nicht uns selbst verliehren?

Agelor. Ich habe mich bemüht, in der Philosophie Beruhigung über diesen Kummer zu finden.

Bion. Glücklich, wenn es dir gelungen ist. Es giebt Augenblicke, wo die Gründe der Philosophie wirklich Kraft haben, so lange wir uns nämlich stark und sicher fühlen. Auch kommt es oft, daß wir uns so ruhig in den Tod hineindenken, daß wir ihn sogar wünschen. Aber lasse ihn näher kommen, der Mann in der Aesopischen Fabel —

Agelor. Das mag vielleicht an den Vorbereitungen zum Tode, in Schmerzen und Krankheiten, liegen.

Bion. Gleichviel, woran es liegt. Am besten, wir gestehen unsre Schwachheit ehrlich, und täuschen uns nicht selbst mit stolzer Einbildung.

Agelor. Auch Täuschung wäre hier Wohlthat. Oder solltest du nie erfahren haben, daß der scheinbare Muth, womit ein weiser und großer Mann vom Tode redet, auch seinen Zuhörern Muth einflößt? So könnte

man von Sokrates sagen, er habe durch die Ruhe und Entsagung, mit welcher er starb, dem Tode sein Schreckliches benommen.

Bion. Das gilt von den Gedanken an den Tod, aber nicht von dem Augenblicke des Sterbens. Nur diejenigen könnten nach meiner Meynung, wenn der Körper sie nicht allzusehr stöhrt, mit einiger Fassung sterben, welche ganz sichre Hofnungen hätten.

Agelor. Wie Sokrates?

Bion. Reichen nicht hin. Sokrates starb aus freyem Entschluß, und in Gegenwart vieler Zeugen. Sterben wollen, scheint leichter zu seyn, als sterben müssen, und das Schwerste, dünkt mir, allein zu sterben. Wer weiß, hätten ihn unter andern Umständen seine Betrachtungen eben so kräftig gestärkt.

Agelor. Was nennst du also sichere Hofnungen?

Bion. Die entweder auf Nachrichten oder auf Gefühlen beruhen. Von der erstern Art haben wir keine, von der letztern sind die, welche Plato gewährt. Speculative Beweise halten hier nicht aus. Beweise du dem, der eine angebohrne Furcht vor dem Donnerwetter hat, dessen Entstehung und Nützlichkeit, so lange du willst: seine Furcht könnte nur dann schwinden, wenn du ihn ausser aller Gefahr setztest, oder ihm sonst ein lebendiges Sicherheitsgefühl beybrächtest.

Agelor. Und die Platonischen Gründe?

Bion. Wer so innige und heisse Sehnsucht empfinden könnte, der Gottheit näher zu kommen, wer sich so lebhaft von dem allgemeinen Weltgeiste gleichsam angezogen fühlte, dem müßte der Augenblick des Sterbens höchst willkommen seyn, dem müßte jeder Riß in der Maschine, jeder Krampf, der sein Herz zusammenpreßt, ein Vorgefühl des nahen Entzückens geben. Alle andre sind weder durch

tröstendes Bewußtseyn, noch durch Gründe des Nachdenkens hinlänglich gewafnet.

Agelor. Aber es fehlt doch nicht an Beyspielen —

Bion. Das will und kann ich nicht leugnen. Oft ist selbst die Krankheit so auflösend und ermattend, daß sie dem Sterbenden eine Art von Ruhe und Entsagung giebt, die sich durch keine Speculation erzwingen liesse. Es fehlt aber auch nicht an Beyspielen, daß die weisesten und entschlossensten Männer sich von feiger thörichter Furcht überraschen ließen, und zum albernsten Aberglauben ihre Zuflucht nahmen.

Agelor. Das würde ihre Weisheit sehr verdächtig machen.

Bion. Im geringsten nicht. In einem Augenblicke, wie dieser, sind alle Bilder und Gefühle in fürchterlichem Aufruhr, und keine

Vorstellung ist mächtig genung, sie in Ordnung zu halten. Was Wunder, wenn sich vielleicht grade die Bilder hervordrängen, die uns etwan in unsrer Kindheit die richtigsten und trostreichsten schienen! Spricht doch auch der Weiseste im hitzigen Fieber Dinge, die kaum der ärgste Narr so närrisch denken würde. Es ist also falsch und lieblos, von eines Mannes Sterben auf sein Leben zu schliessen, und die edelste Tugend wird oft vor dem Aufruhr in unsrer sinnlichen Natur zu Schanden.

* * *

Bion selbst gab einen traurigen Beweiß dieser Wahrheit. Er ward in Chalcis krank, Mangel und schlechte Pflege brachten ihn dem elendesten Tode nahe. Noch einige Erleichterung verschafte ihm die milde Vorsorge des Antigonus.

Ehe er starb, bekannte und bereute er wehmüthig alles, wodurch er sich an den

Göttern versündigt habe, ließ emsig auf ihren Altären opfern, und unterzog sich gern allen abergläubischen Gebräuchen, womit ihn ein altes Weib zum Tode einweihte.

Er ist deshalb von schwachen Köpfen verspottet, und von strengen Richtern verdammt worden. Wir wollen ihn entschuldigen, und das Urtheil einer höhern Einsicht überlassen.

Schlesische Mährchen.

Die Geister des Zobtenberges.

Wer von der Abendseite her an den Fuß des Zobtenberges kommt, und sich dann gegen Mitternacht zu wendet: trift auf ein dichtes verschlungenes Gesträuch, das sich einen großen Fleck am Berge hinanlehnt. So weit man hinein blicken kann, sieht man häßliche Molche und Nattern herumschleichen, und ein Modergeruch, wie aus lang verschloßnen Grüften, scheucht den Vorwitzigen zurück, daß er schaudernd vorüber geht. Neun Schritte umher wächst kein Gras, und kein Vogel mag in

dem Gesträuch nisten. Drohend hängt ein bemooßter Felsklumpen drüber her. Um Mitternacht möchte ich da nicht weilen, auch am Walpurgisabend nicht, wenn die Unholde sich Molche suchen, um das Ding ohne Namen zu kochen.

Wollt ihr mir eine Weile zuhören: so will ich euch von diesem Fleck eine wunderbare Geschichte aus alten Zeiten erzählen. Gern möchte ich meine Mähr in schöne Reime fassen, aber ich bin des Gesanges nicht wohl kundig, und ich fürchte, die Meister möchten mich hart strafen, wenn ich mich versungen hätte.

Vor mehr denn zwey Jahrhunderten lebte im Dörflein Schönburg ein gar frommer und erleuchteter Mann, Johannes Beer, gebürtig aus Schweidnitz. Derselbe schien zwar einfältig vor der Welt, denn er verachtete ihren Hochmuth und gelehrten Kram, und hatte Geld und Ehre im Stiche gelassen, um in stiller beschaulicher Einsamkeit der unbekannten Weisheit nachzuforschen. Aber hier war ihm große Einsicht und Gewalt zu Theil ge-

worden, also, daß es ihm verstattet war, in die Grüfte der Berge einzugehen, des verschloßnen Gutes sich zu bemächtigen, und den Geistern zu predigen. Jedoch ihm genügte mit dieser Wissenschaft nicht, und er sehnte sich, immer tiefer in die Geheimnisse einzudringen. Deshalb gedachte er, in einer dunklen Höle des nachbarlichen Zobtenberges, der zu den Zeiten der abgöttischen Heiden der Berg des Schweigens genannt war, seinen Wohnplatz zu nehmen, und dort nach der Weise der Einsamen des Morgenlandes seinen Forschungen ungestöhrt nachzuhängen. Wie er nun eines Tages an dem Fuße desselben herum schlich, gelangte er unversehens in eine große Höle, die unabsehlig tief in den Berg hineingieng. Kaum war er aber etliche Schritte darinn, als ihm ein heftiger Wind entgegen kam, und ein gewaltiges Brausen in der Tiefe sich hören ließ, daß ihn Schauder und Entsetzen ergriff. Er merkte hieran, seiner geheimen Kenntniß nach, daß eine wunderbare Macht diese Höle bewache, und gieng

heraus, um sich noch eine Zeitlang durch Beschauung und Gebeth zu seinem Vorhaben zu rüsten.

Nach Verlauf dieser Zeit trat er seinen Weg von neuem an, und gelangte abermals an den Eingang der Höle. Zwischen steinernen Wänden, wo die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald weit, bald eng ward, zog sich ein langer Gang kreuzweis herum, der zuletzt in einen ebnen und graden Gang endigte. Alles war still und öde, selbst seinen Fußtritt hörte der fromme Mann nicht. Kein Wind bließ ihm entgegen. Aber von ferne schimmerte ein seltsames Licht, wie wenn man einen ganz schwarzen Ort durch ein blaues Spiritusflämmchen erleuchtete. Immer weiter gieng der fromme Mann, und immer grauenvoller brach sich der Schimmer an den schwarzen Steinwänden. Jetzt wendete sich der Gang, und auf einmal stand der Wanderer an einer hohen Thüre, aus der durch eine runde Glasscheibe das schaurige Licht schimmerte. Muthig klopfte der Wundermann

zweymal an die Thüre, und als er das drittemal anschlug, da rasselten die Flügel aus einander.

Und siehe, da saßen an einem runden Tische drey lange magre Männer, in schwarzen Gewändern, auf den Köpfen Hüte, wie sie vor uralten Zeiten im Brauch waren. Mit ihren holen Augen starrten sie einer den andern unverwandt an und zitterten: aber des Fremdlings schienen sie nicht zu achten. Vor ihnen lag auf dem Tische ein großes Buch, in schwarzem Sammet mit goldnen Buckeln beschlagen. Ein mattes Flämmchen schwebte in der Mitte der Gruft, das Dunkel noch sichtbarer zu machen. Hu! hu! wie würde euch da zu Muthe gewesen seyn!

Aber unser Gottesmann schreitet mit unerschrocknem Sinn über die Schwelle, steht still und spricht: Friede sey mit euch! und die Männer antworteten mit holen Stimmen: Hier ist kein Friede. Zum andernmal sprach er: Friede sey mit euch im Namen des Herrn! Sie zitterten und sprachen mit schwächerer

Stimme: Hier ist kein Friede. Und als er näher an den Tisch tratt, und zum drittenmal den Gruß aussprach, da verstummten sie.

Lange herrschte ein todtes Schweigen. Da erhob sich einer der Männer, nahm das große Buch und legte es dem Fremdling vor. Dieser sah zum Titel die Worte: das Buch des Gehorsams. Wem gehorchet ihr? fragte der Wundermann. Sie antworteten nicht.

Wer seyd ihr?

Wir kennen uns nicht.

Was macht ihr an diesem Orte?

Wir harren des großen Gerichts.

Ist es noch fern?

Wir wissens nicht.

Was habt ihr begangen?

Siehe dort zu!

Damit zeigten sie auf einen Vorhang, der in der Tiefe der Gruft hieng. Kühn nahte sich der Fremdling und zog den Vorhang aus einander.

Weh! da lagen Todtenschädel und Gebeine hoch aufgethürmt, und drüber und drun-

ter Waffen und Geschmeide und viele Tonnen mit Gold und Schätzen. Und die Männer zitterten. Nimm diese Schätze mit dir, sprach der eine, so sind wir erlößt. Ich nehme sie nicht, versetzte der Gottesmann. Nimm die Hälfte mit dir, sprach der andre, so sind wir des Gehorsams frey. Ich nehme sie nicht, beharrte jener. Rühre sie an, rufte der dritte, so sind wir seelig. Aber der Fremdling sprach mit festem Sinn: ich rühre sie nicht an.

Ihr Geister! was sagt das Buch? sprach der eine.

Und ein andrer schlug das schwarze Buch auf und las also:

Die letzten Geister des Berges sollen erlößt seyn, wenn der Bösewicht ihren Schatz ganz und unzertheilt hebt, und ein frommer Mann ihn verschmäht.

Und plötzlich fuhr ein sausender Wind durch die Höle, und eine gräßliche Schluft spaltete sich hinter dem Vorhange, durch die der Sturm die ganzen Schätze davon führte. Wo er hinaus gefahren war, da stürzte der

Fels zusammen, und finsteres Gesträuch ward zum Wahrzeichen, daß hier der böse Geist ausgefahren war.

Der Gottesmann aber befand sich unter freyem Himmel fern vom Berge, über welchem ein lichter Schein aufgieng, wie wenn die Morgensonne herüber strahlte. Es war Nacht, und die silberne Mondsichel leuchtete ihm auf seinem Wege in die friedliche Hütte.

Seit geraumer Zeit sind die Geister aus den Bergen gewichen, und die Schätze mit ihnen: aber noch immer ist es jener Geister Geschäft, darüber zu wachen, daß die Schätze in den Kasten der Einzelnen ganz und ungetheilt bleiben, und kein Frommer sie anrühre.

Der Rübenzahl.

Erstes Mährchen.

Nein, fürwahr! da war es in alten Zeiten doch besser, als noch mächtige Geister mit den Sterblichen Verkehr hatten, und oft für einen kleinen Dienst, den ihnen jemand unwissend erwieß, ihn plötzlich mit Gold und Edelgesteinen überfüllten und zu einem großen Herrn machten. Heut zu Tage ists ein jämmerlich Ding: durch Schweiß und Mühe erwirbt man sich kaum das Nothdürftige: die reichen Vettern in Indien sind rein ausgestorben: die Wünschelruthen schlagen nicht mehr an, und aus dem Geisterreiche ist alles still.

Sucht jetzt in Bergen, Seen und Haynen,
Macht Kreutz und Zeichen, wie ihr wollt,
Verschwunden ist der Zwerge Gold,
Und keine Fee will mehr erscheinen,

Weg ist Herr Blaubart, weg sein Pfefferkuchen-Haus,
Kein Drache kommt euch mehr in goldnen Bogen
Durch Schorstein und Kamin gezogen:
Kein Nixchen winkt aus blauen Wogen,
Und mit den Gnomen ist es aus.

Das macht in diesen bösen Zeiten
Die leidige Philosophie:
Jetzt will das kleinste Kind die Zauberwelt bestreiten,
Und keine Amme glaubt an sie.

O lieben Leute, stellt das viele Bücherlesen
Und euer Demonstriren ein,
Denn wisset, solche Zauberwesen
Aus Geisterluft und Mondenschein,
Die wollen nur geglaubt, und nicht bewiesen seyn.

Laßt euch abermal eine Geschichte aus jenen Wunderzeiten erzählen, und wenn ihr nicht mit mir zum Schlusse auf alles, was Aufklärung und Philosophie heißt, einmüthig schimpft: so will ich — mein Mährchen umsonst erzählt haben.

Auf dem Himmelhohen Berge,
Der, ein Riese gegen Zwerge,
Immer unter Wolken lebt,
Der hoch über alle Höhen
Von Silesiens Riphäen
Majestätisch sich erhebt:
Hauste, wie die Mährchen sagen,

In der Vorwelt Wundertagen
Ein geheurer guter Geist.
Nur dem Spötter, der ihn dreust
Bey verhaßten Namen nannte,
Thät er zürnen, und entbrannte
Fürchterlich in Rach' und Wuth.
Allen Frommen war er gut,
Thät die Reisenden begleiten,
Gab den Hungrigen ein Mahl,
Linderte des Armen Qual —
Ach wo ist in unsern Zeiten
Dieser brave Rübenzahl?

Von Rübenzahl also will ich euch eine kleine Geschichte erzählen. Gefällt sie euch, so bringe ich künftig noch etliche zu Markte. Aber wißt ihr auch, warum dieser Berggeist Rübenzahl genannt wird? Die Gelehrten streiten sich selbst darüber.

Der eine will, aus hochgelehrten Gründen,
Den Namen Ronceval in diesen Sylben finden.
Ein andrer schwört darauf, es sey Roi de vall
Der Stamm des Namens Rübenzahl.

Ein dritter hat in Chroniken gelesen
Der Gottseybeyuns! sey in Schmiedeberg gewesen,
Und habe da, gebannt, den Priestern kund gethan, —
Er heisse Rupert Herr von Zahn.

Ein vierter glaubt, im Namen der Riphäen
Der ersten Sylbe Stamm mit Sicherheit zu sehen,
Zahl aber heißt ein Schweif; nun sprecht es auf einmal,
So habt ihr deutlich Riphen-Zahl.
Allein, ihr seht, dieß sind gelehrte Grillen,
Drum laß ich gut und gern den Grüblern ihren Willen:
Die beste Deutung habt ihr alle wohl gehört,
Ich meyne, die Musäus lehrt *).

Joseph, ein braver Sohn armer Eltern in Schmiedeberg, war viele Jahre lang auf der Wanderschaft gewesen. Er hatte bey seiner Auswanderung gehoft, sich in fremden Ländern ein Erkleckliches zu sammeln, um nach seiner Heimkehr seine geliebte Marie, als Meister, zu ehlichen, und seine Eltern im Alter pflegen zu können. Aber seine Hofnung war nicht erfüllt: er hatte nichts verdient, und die Hälfte seiner Haabe war noch obendrein aufgegangen. Betrübt schlich er jetzt mit seinem leichten Bündel über die Gebirge auf seine Heimath zu. Ach, dachte er bey

*) S. Musäus Volksmährchen der Deutschen.

sich, wie würden meine Eltern sich freuen, wie würde Marie springen, wenn ich so mit vollem Ränzel in die Stube einträte, und mein Pack aufschnallte, und hier ein Beutelchen mit harten Thalern, hier ein Papier mit drey Ränder-Ducaten hervorlangte, und ein schönes Tuchkleid mit silbernen Knöpfen, und Seidenzeug für Marien, und, und — Aber da komm ich nun, und habe nichts, und meine Eltern haben auch nichts: wovon will ich nun Meister werden, und meine Marie — hier fielen dem guten Joseph die hellen Thränen aus den Augen: er konnte nicht weiter. Still und weinend setzte er sich auf einem Stein, der am Wege lag, nieder.

Während er so mit untergestemmtem Arm da saß, und seinem Kummer nachhieng, kam des Weges ein alter Mönch, den grauen Kopf in eine Kappe gehüllt, sonst freundlich von Ansehen. Mit sanftem Tone grüßte er den betrübten Jüngling, und fragte nach der Ursache seiner Thränen. Munter, junger Gesell, rufte er ihm zu, wer wird verzagen!

Du bist gesund und stark, sollt' es dir an Arbeit und Verdienst gebrechen?

Ach, ehrwürdiger Herr, versetzte Joseph, für mich allein würde wohl Arbeit und Verdienst genung seyn, aber ich möchte gern für mehrere sorgen. Und so erzählte er ihm denn, was er vor habe, und schüttete dem alten Mönch sein ganzes Herz aus. Freylich wohl, sagte dieser, als ihm Joseph alles erzählt hatte, dein Kummer ist schwer: ich kenne deine Eltern, sie sind in tiefem Elende, und wenn du nicht eilst, sie zu pflegen, müssen sie vor Alter und Dürftigkeit umkommen. Jedoch

Verzweifle nicht; denn Gram und Sorgen
Verbessern unsern Zustand nicht.
Arbeite mit dem frühen Morgen,
Und thu mit Freuden deine Pflicht.
Wie manchen fand ich früh noch weinen,
Den ich am Abend jauchzen sah!
Den Frommen ist, eh' sie es meynen,
Die wundervollste Hülfe nah.

Unter solchen Gesprächen waren beyde eine gute Strecke fortgegangen, als der Mönch

plötzlich stehen blieb, und einen Stein aufhob. Du wunderst dich wohl, sprach er zu Joseph, was ich mit diesem Stein machen will? Willst du mir einen Gefallen erweisen? Joseph war bereit. So wisse, fuhr der Greis fort, daß ich ein Gelübde gethan habe, so oft ich auf diese Stelle komme, einen Stein aufzuheben, und ihn in jenen Teich, der hundert Schritte von hier liegt, hineinzuwerfen. Heute bin ich zu müde, diesen Umweg zu machen: du aber gehst grade auf den Teich zu. Willst du an meiner Stelle diesen Stein in das Wasser werfen? Gern, rufte Joseph, und langte nach dem Stein. Behutsam, junger Mann, sagte der Mönch, die Sache ist schwerer, als du denkst: dein Versprechen könnte dir leid werden. Das schien Josephen wunderlich, und er erklärte dem heiligen Manne, wenn nicht eine Heimtücke des bösen Feindes dahinter stecke, so würde ihn sein Wort nimmermehr reuen. Du hast nichts von dem Bösen zu fürchten, erwiederte der Mönch, aber wenn du diesen Stein nicht in

den Teich wirfst, dir soll es nicht schaden, aber ich bin unglücklich: der Stein mag sich übrigens verwandelt haben, in was er will. Willst du noch? Joseph versprach alles, und nun schied der Mönch links abwärts in das Gebirge. Vorher aber gab er ihm seinen Seegen, und sprach ihm in ernstem Tone zu:

Sohn, hüte dich, zu wanken,
Scheuch lüsterne Gedanken
Aus deiner Seele fort!
Sollt' ich dich wieder sehen,
So wird dirs glücklich gehen,
Jetzt geh, und halte Wort!

Nachdenkend wanderte Joseph auf den Teich zu, den Stein in der Hand tragend. Oft überfiel ihn ein banger Schauder, wenn er dachte, daß der Mönch vielleicht der Arge gewesen sey, der ihn durch diesen Auftrag einen Schabernack anthun und seiner Seele beykommen wolle. Aber bald gab er diesen Gedanken auf, wenn ihm die frommen Gespräche des Mönchs einfielen, und der Seegen, den er ausgetheilt hatte, ohne zu zittern. Jetzt erblickte er den Teich, und das Herz

klopfte ihm ängstlich in der Brust. Er kam an das Ufer; jenseits sah er einen reichgekleideten Mann sitzen, der unverwandt in einem Buche las, aber er wagte es nicht, ihn anzurufen. Immer bänger ward ihm um das Herz, jetzt wollte er die Hand mit dem Steine aufheben, um diesen recht weit in den Teich zu schleudern, als er, o Wunder, statt des Steines einen Klumpen pur eiteln Goldes in seiner Hand erblickte.

Schrecken und Freuden kämpften gewaltig in ihm. Da ist ja mehr, als ich wünschte, schrie er auf, genung und übergenung für mich und meine Eltern! Der Mönch hat ein Wunder gethan, um mir zu helfen. Aber ich soll ja den Stein ins Wasser werfen, wenn er sich gleich verwandelt. Nein das geht nicht an, einen solchen Klumpen Gold ins Wasser? Wem kann er da nützen? Nein ich habe den Mönch nicht recht verstanden. Ich will das Gold anwenden, ich will meinen Eltern Gutes thun, ich will mir ein Haus kaufen, ich will Marien glücklich machen. Freudig hüpfte

Joseph an dem Ufer herum, und öfnete jetzt sein Bündel, um den Klumpen hineinzustecken. Aber, fiel ihm ein, sagte nicht der Mönch, er würde unglücklich, wenn ich den Stein nicht in den Teich würfe? Unglücklich? wie mag er das gemeynt haben? Mir soll es nichts schaden, aber er werde unglücklich. Nein, das soll er nicht, es ist nicht gut, unglücklich zu seyn. Und mit diesem Gedanken faßte er ein Herz, und schleuderte den Klumpen, ohne ihn noch einmal anzusehen, mitten in den Teich, daß der reichgekleidete Mann an jenem Ufer vom Geplätscher auffuhr. Voll Erwartung sah Joseph dem Klumpen nach, der anstatt unterzusinken, an das andre Ufer schwamm. Hastig grif der reichgekleidete Mann nach diesem Funde, und langte ihn aus dem Wasser. Er besah ihn um und um, steckte ihn dann begierig in die Tasche, und lief, wie wahnsinnig vor Freuden, auf und davon.

Joseph wußte nicht, wie ihm geschah. Als er sich nach einer Weile besonnen hatte, brach er wehmüthig in Klagen aus:

Ich bin zum Elend nur gebohren.
Da lauft er hin, der reiche Mann,
Und trägt den Schatz, den ich verlohren,
In Kasten, voll bis oben an.
Was soll das Gold den reichen Thoren! —

So ungerecht gehts auf der Erde zu,
Hier find' ich weder Glück noch Ruh.
Doch wollt' ich gern in Kummer leben,
Aeß nur mein grauer Vater satt —
Ach, wer da hat, dem wird gegeben,
Und dem genommen, der nicht hat.

In solchen Rhapsodien ergossen sich die Gefühle der Reue, des Unwillens und der Wehmuth, die jetzt in seiner Seele stürmten. Und er wäre nicht von dieser Stelle gewichen, wo er sein schnell gefundnes Glück so schnell wieder weg geworfen hatte, wenn ihm nicht die Abschiedsworte des Mönchs zu rechter Zeit eingefallen wären. Lüsterne Gedanken? Wiedersehen? Wort halten? brummte er für sich, nun wohl, ich habe Wort gehalten, und will nicht mehr murren. Aber ach, wenn werde ich den frommen Mönch wiedersehen?

Unterdessen rückte der Abend heran, und die Koppe begann schon, sich in blaue Nebel

zu hüllen. Aber der gute Joseph hatte noch gar weit bis zu einem Obdach, und seine Füße wurden ihm allmälich sehr schwer. Nach Verlauf einer Stunde erschien ihm von fern eine Hütte, und er steuerte voll Freuden darauf loß, ohne doch zu wissen, wo sie sich befand. Ein ängstliches Stöhnen in der Nähe machte ihn aufmerksam, er gieng der Stimme nach, und fand da einen Esel liegen, der unter der Last einer schweren Holzbürde niedergesunken war. So sehr Joseph zu eilen hatte, so vermochte ers doch nicht, bey diesem leidenden Thiere vorbeyzugehen. Mitleidig schnitt er Gurt und Stricke entzwey, nahm die Bürde ab, und rüttelte das Thier, bis es sich erholte und langsam aufstand. Wer war froher, als unser Wandrer. Eine Zeitlang führte er den Esel neben sich her, und als er merkte, daß derselbe stark und rüstig einherschreiten konnte: setzte er sich selbst darauf, in der Meynung, das Thier werde den rechten Weg finden, und ihn in ein nachbarliches Dorf tragen. Langohr, der seinen Reiter

kaum zu fühlen schien, suchte sich einen bequemen Fußsteig, und trollte noch immer, nachdem schon die Sonne längst untergegangen war. Auf einmal stolperte das Thier, fiel nieder, und weder Schläge noch Liebkosungen vermochten es wieder aufzurichten. Ein Glück für unsern Wandrer, daß er in Geschichten und Romanen nicht belesen war, und die Wunderkraft der Esel nicht kannte.

Denn Esel hatten ehedem
Gar viel von Zauberey und von Prophetengabe.
Ein Esel wars, worauf so munter und bequem
Al = Muhamed in einem Trabe
Durch alle sieben Himmel flog,
Ein Esel wars, durch den, nach Lucians Berichte,
Freund Lucius das schöne Weib betrog.
Wie mancher Esel sah erhabene Gesichte!

Wer, als ein Esel, hat das große Licht gesucht,
Und Isis *) Heiligthum verrathen!

Ein Esel schlug, staunt über diese Thaten!
Durch einen Schrey die Scythen *) in die Flucht,

Ohne daran zu denken, daß sein Esel vielleicht bezaubert seyn könnte, faßte Joseph

---

*) Isis s. Apulejus.
**) Scythen s. Herodot.

endlich den Entschluß, sich neben ihn hinzulegen, und so einen erquickenden Schlaf oder sein Ende zu erwarten, zufrieden, in dieser Wildniß wenigstens ein lebendiges Geschöpf um sich zu haben. Er schlief in Kurzem ein; aber, als er gegen Morgen erwachte, da war sein Esel weg. Mag er fort seyn, dachte Joseph, es ist Tag, und ich bin gestärkt, meinen Weg zu Fuße fortzusetzen. Er langte nach seinen Bündel, um das letzte Brod herauszunehmen; allein, o Jammer! das Bündel war rein ausgeleert und seine letzten Habseeligkeiten verschwunden. Das war zu viel. Schreyend warf sich Joseph zur Erde, und wollte Verzweiflungsvoll sich auf diesem Platze zu Tode hungern. Horch, da schallte in der Ferne ein wiederholtes Hahngeschrey. Joseph sprang auf, und in der Hofnung, unter Menschen zu kommen, schritt er rüstig weiter.

Nicht lange, so gewann er einen Blick in das Thal, und es dünkte ihm, er sähe von weiten die Dächer seiner Vaterstadt in der Morgensonne schimmern. Neues Leben ergoß

sich

sich mit einemmal in seine Adern, und ein nie gefühltes Entzücken beflügelte seinen Schritt.

Der Ort, wo wir zuerst des Daseyns Freude fühlten,
Der Rasenplatz, wo wir als Knaben spielten,
Bleibt ewig unserm Herzen werth;
Der schwache Greis vergißt zu klagen,
So oft der holde Traum von seinen Kindertagen
In seine Seele wiederkehrt.

Aber, dachte er, meine Eltern und Marie würden doch zu sehr erschrecken, wenn sie gleich bey meinem Eintritt das leere Ränzel sähen: ich will sie lieber noch eine Weile mit gutem Troste hinhalten. Er rafte also in der Eile eine Menge Aeste und Gesträuch zusammen, und füllte sein Ränzel damit voll.

Hunger und Sehnsucht trieben ihn so mächtig, daß er bald die ersten Häuser seiner Vaterstadt erreichte. Ach! wer mag beschreiben, wie ihm da zu Muthe ward. Jetzt erblickte er die Wohnung seiner Eltern: er sah die Hausthüre aufgehen — Wenn das mein Vater wäre! Es war — der reichgekleidete Mann, der gestern den Goldklumpen aufge-

fischt hatte. Joseph rufte ihm zu, aber der Mann war hinter einem Hause weggegangen. Gewiß, dachte er, hat dieser reiche Mann, der mir das meinige wegnahm, auch meinen Eltern ihr Häuschen abgedrungen. Ach! wo mögen sie nun schmachten! Doch machte er einen Versuch. Zitternd ergriff er die Thürklinke, trat in das Haus, öfnete die Stube, und fand — o der Freude! seine Eltern zwar arm, aber doch gesund, und bey ihnen seine Marie, die beyden das Essen bereitet hatte. Da war des Freuens und Fragens und Liebkosens kein Ende. Flink hob Marie dem Wanderer seine Last von der Schulter, und die Mutter trippelte herzu, um das Mitgebrachte heraus zu nehmen.

Ach der Mönch! der Mönch! schrie Joseph auf einmal, als er zum Fenster hinaus sah, da geht er! da geht er! und in einem Nu flog er zum Hause hinaus, um dem Mönch nachzulaufen. — — Aber der war nirgends zu sehen.

Wie erstaunte Joseph, als er in die Stube zurück kam, und seine Mutter beschäftigt fand, schöne Wäsche und Kleidungsstücke aus dem Ränzel hervorzuziehen, unter diesen grade ein solches Kleid, wie der reichgekleidete Mann angehabt hatte. Er griff voll Staunen zu, in dem Bündel war kein Ast, kein Gesträuch mehr, tief unten lag noch ein schwerer Beutel mit Gelde. Joseph hob ihn heraus, und fand zu seinem Erstaunen einen Zettel angeheftet, mit diesen Worten:

Dieß soll dem Jüngling, der so brav
Die Prüfungen bestand,
Und die Versuchung, die ihn traf,
Voll Glauben überwand.

Denn wer des Redlichen Geboth
Und treu sein Wort erfüllt,
Wer selbst des armen Viehes Noth
Mit Lieb' und Mitleid stillt:
Dem bin ich hold, und Hof und Haus
Soll ihm geseegnet seyn!
Reich und beglückt gehst du heraus,
Und arm giengst du hier ein.

Halt an der frommen Lehre fest
Die dir der Mönch empfahl,

Und wenn dein Kummer dich verläßt,
So denk' an Rübenzahl!

Rübenzahl! rufte alles, und dankte und jauchzte. Nun mußte Joseph alle seine Abentheuer der Reihe nach erzählen, und immer schrie Marie zwischen drein: der gute Rübenzahl!

Joseph legte sein Geld gut an, ehlichte seine Marie, und lebte mit ihr und seinen Eltern im besten Wohlstande eine lange, lange Reihe von Jahren. Oft sprach er in den langen Winterabenden von dem guten Rübenzahl, der ihn als Mönch getröstet, als reicher Mann gekränkt, als Esel getragen und bestohlen, und als Hahn aus der Verzweiflung aufgeschrieen hatte.

Der Rübenzahl.

Zweytes Mährchen.

Wie man denken kann, hatte sich das Gerücht von Josephs glücklichen Abentheuern geschwind ausgebreitet. Man sprach davon bey allen Gelagen und Gevatterbesuchen, und ob ihm gleich jeder dieses Glück von ganzem Herzen zu gönnen versicherte, so konnte sich doch keiner erwehren, es ihm von ganzem Herzen zu beneiden.

Zu manchen boshaften Gesprächen mußte jezt der gute Joseph herhalten. Gieng es doch seinem mächtigen Gönner selbst nicht besser: denn alle Welt hatte den Rübenzahl für ein böses Gespenst gehalten, und ließ sich diese Meynung jezt nicht ausreden.

Der beste Geist muß es ertragen,
Daß kleine Lästergeister sagen:
Er sey ein Thor, ein Bösewicht.
Denn gegen das Gaaken und Schnattern
Der Muhmen und frommen Gevattern
Schützt auch der Geister Hoheit nicht.

Indessen fanden sich doch einige, die wegen dieser Begebenheit, zum Rübenzahl, wenigstens im Stillen, ein gutes Zutrauen faßten, und nicht übel Lust hatten, seine Mildthätigkeit für sich auf die Probe zu setzen. Unter andern kamen drey junge Gelbschnäbel, denen unglücklicher Weise das Sparen eben so schwer fiel, wie das Arbeiten, auf den gescheuten Einfall, sich bey dem reichen Rübenzahl einzuschmeicheln, und seine Schatulle ein wenig leichter zu machen. Sie vertrauten einander ihren Plan, und verabredeten sich, im Fall der eine oder der andre glücklich wäre, die Beute gewissenhaft unter sich zu theilen, dafür aber alle Gefahren und Abentheuer gemeinschaftlich zu bestehen.

Mit Kost auf einige Tage versehen, wanderten sie auf das Gebürge, ohne ihr Vorha-

ben jemandem zu verrathen. Schon von weiten glaubten sie, den Rübenzahl nach seiner Gewohnheit, oben auf der Spitze sitzen zu sehen, mit herunterhängenden Beinen, und beyde Arme untergestemmt. Peter, der begierigste unter ihnen, wollte sogar bemerken, daß der Geist ihnen ganz deutlich winke. Der Abend ward schön, und das Wetter heiter: ein Anzeichen, daß Rübenzahl bey guter Laune sey.

Sobald sie weiter ins Gebürg hinein waren, machten sie halt; beredeten sich noch einmal über alles, was sie thun wollten, und glaubten nun, vor allen Dingen dem Geiste ihr Kompliment machen zu müssen. Wiederholentlich ruften sie aus vollem Halse:

Hilf uns von unsrer Noth und Qual
Gnädiger Herr Rübenzahl!

Auf einen solchen Zuruf pflegte Rübenzahl sonst mit Sturm und Donner zu antworten; denn er hatte unter allerhand andern Grillen großer Geister auch die, daß er sich selbst ohne Bedenken critisirte, aber fremde Critiken

nicht wohl vertragen konnte: der Name Rübenzahl aber enthielt für ihn eine unangenehme Erinnerung. Diesesmal war er jedoch wirklich bey zu guter Laune, als daß er unter diese drey Laffen hätte mit Ungewitter dreinschlagen, und damit allen friedlichen Umwohnern den Abend verderben sollen.

Bald fiengen sie an, sich nach einem Platze umzusehen, wo sie die Nacht über sich lagern und die Offenbarungen des Berggeistes erwarten konnten. Sie legten sich, zwar abgesondert von einander, aber doch nahe genung, um sich im Nothfall errufen zu können. Kaum waren sie eingeschlafen, als ihnen Rübenzahl in Gestalt eines vornehmen Mannes im Traum erschien, und einem jeden befahl aufzustehen, sich an seinen Zopf anzuhalten, und so hinter ihn drein so schnell als möglich bis an die Koppe hinanzuspringen, wo ein großer Schatz bereit liege: zur Erleichterung der Reise sollten sie auf ihren Stöcken reiten. Jeder von ihnen glaubte, die Offenbarung sey ihm allein geschehen. Behutsam stand also jeder auf,

faßte den Zopf eines Wesens, das vor ihm stand, und nun gieng die Reise fort, über Stock und Stein, daß dem Springer Hören und Sehen vergieng.

So huschte dort nicht um die Spindel
Das lustige Geistergesindel,
Lenoren *) zum Schrecken und Graus;
So jagte nicht stürmend der Ritter
Mit Liebchen ans Kirchhofsgegitter,
Zu halten den bräutlichen Schmaus.
So flog nicht der brausende Schimmel
Mit Puff **) durchs dichte Getümmel
Zum andern Thore hinaus.

Triefend vor Schweiß und schier Athemlos waren sie, wie ihnen dünkte, Bergan, Bergab auf ihren Stöcken galoppirt, als der Tag allmälig anbrach. Und wie erstaunten sie, als sie nun sehen konnten, und fanden, daß der erste von ihnen einen gewaltigen Kater hielt, und so einer den andern beim Zopfe gefaßt hatte, und jeder auf einem dürren

*) Lenoren. S. Bürgers Gedicht.

**) Puff. S. Sophiens Reise.

Besen ritt. Aber wie durch Zauber gefesselt, konnten sie noch nicht loslassen, jagten noch eine gute Weile herum, und waren, wie sie jetzt sahen, bey ihrer nächtlichen Gallopade immer nur um den Platz herumgesprungen, wo sie sich niedergelegt hatten. Ein schmetterndes Gelächter aus der Ferne ließ sie deutlich merken, daß Rübenzahl sie geäfft hatte.

So verdrüßlich ihnen indessen dieses Abentheuer war: so verlohren sie doch nicht den Muth. Große Herren, sagte Kaspar, haben ihre Launen: vielleicht beschenkt uns Rübenzahl desto reichlicher, weil wir ihm so viel Spaß gemacht haben. Bedenkt doch:

Ließ nicht einst Aristipp, der Weise,
Von Ihro Majestät dem Fürst zu Syrakus
Sich ins Gesichte speyn? Dafür bekam er Speise
Und manchen fürstlichen Genuß.
So sind die großen Herrn. Wenn sie mit armen Wichten
Sich einen Spaß gemacht, dann geben sie zuletzt,
Warum man bath. Ein wenig durchgehezt
Sind wir nun auch. Doch denkt an die Geschichten
Der größten Parvenus, und wartet noch die Nacht,
Wer weiß, was Rübenzahl zum Dank uns zugedacht!

Wir werden nicht vergebens harren,
Wie? gaben nicht aus Dankbarkeit
Die Könige der alten Zeit
Die besten Aemter — ihren Narren?

Die Bemerkung machte Eindruck, und es ward beschlossen, noch diesen Tag und diese Nacht abzuwarten. Den Tag über wiederfuhr ihnen nicht Merkwürdiges, ausser daß sie durch allerley Stimmen und Schreye bald da, bald dorthin verlockt wurden, und einmal über das andre, wo sie festen Boden vermutheten, in Sümpfe geriethen, oder auf ebnem Wege stolperten, und, ohne sich halten zu können, hinfielen. Für die Nacht wählten sie eine andre Stätte, zwar näher am Rübenzahlsgarten, aber desto gefährlicher.

Der Geist zeigte sich ihnen abermals im Traume. Jeden allein hieß er bis zu einem gewissen Steine auf allen Vieren kriechen, unter welchem ein Kleinod verborgen sey, das von zwey starken Geistern bewacht werde. Wer es erheben wolle, müsse einen Kampf mit diesen Geistern bestehn: aber die Geister

würden unterliegen, wenn sie in dem Augenblicke des hitzigsten Streites den Namen Gilgal hörten. Heimlich machte sich jeder, nach dieser Anzeige, auf den Weg, und Rübenzahl, der, nach Art aller großen Geister, auch im Dunkeln sah, freute sich inniglich, als die drey Gecken hinter einander drein krochen. Ohne einander zu sehen, kamen sie zu gleicher Zeit an, und jeder fand also, dem Traume gemäß, ausser sich noch zwey Wesen bey dem Steine, und jeder schickte sich also zum Kampfe an. Wüthend fielen sie also über einander her: es regnete Schlag auf Schlag, und als keiner die Möglichkeit sah, seine beyden Freunde zu überwinden, rufte jeder zu gleicher Zeit das Wort Gilgal, und mit diesem Ruf stürzte jeder vor Schrecken und Ermattung zu Boden.

Hier erquickte sie von neuem ein fester Schlaf und eine dritte Erscheinung des Berggeistes. Er versicherte einem jeden allein, die Wächter des Kleinods seyn überwunden, und es käme nur noch darauf an, daß der, welcher

es heben wolle, sich nackt ausziehe, und in einem nachbarlichen Teiche zuvor untertauche. Was er unter dem Steine finden würde, sollte er in der flachen Hand davon tragen und nicht fallen lassen. So viel schon gethan, dachte jeder, warum nicht auch das noch?

Sie zogen sich willfährig aus, giengen, ohne einander zu erblicken, auf verschiedenen Wegen an den Teich. Aber hu! hu! wie ward ihnen, als sie da in einen modrigen Sumpf voll Unken und anderm Ungezieser bis an den Hals einsanken. Um Hülfe zu rufen, scheute sich jeder, und so mußten sie, halb erstickt von Schlamm und üblen Dufte, so lange fortrutschen, bis sie ans Ufer kamen. Und nun ohne Verweilen zum Steine. Da jeder an seinem Theile hob, war der Stein leicht weggeworfen: hastig griffen sie zu, und ergriffen jeder einen großen glatten Klumpen, der, nach der Schwere zu schließen, lauteres Gold seyn mußte. Damit war alles Ungemach vergessen.

Aber bald fand sich ein neuer Kummer. Wie sollten sie sich, jeder allein, seine Kleider anziehen, ohne den Goldklumpen fallen zu lassen, und wie sollten sie, so durchnäßt, die ganze Nacht ohne Bedeckung zubringen! Keiner wollte seine Gefährten an seinem Glücke Theil nehmen lassen. Was sollten sie nun missen, ihre Bequemlichkeit, oder ihren reichen Fund? So hat der Reiche auch seinen Theil Kummer.

Nun wär ich reich, sprach Bav, und sah sich seinen Kasten
Mit den ererbten Thalern an.
Gott gebe, daß ichs bleiben kann,
Das heißt, er gebe mir die schwere Kunst, zu fasten,
Wenn ich in jener Zeit mit Freuden trank und as,
Zu wachen, wenn ich schlief, zu frieren,
Wenn ich vordem am warmen Ofen saß.
Traun! reich zu bleiben, ist kein Spaß,
Es ist zu leicht, das Seine zu verliehren.
Und darum dächt' ich, lieber gleich
Ihr alten Thaler, fort in alle Welt mit euch!

Unsre Abentheurer dachten so nicht, und sie entschlossen sich, lieber ihren Fund in der Hand, die ganze Nacht, bloß und von Schlamm

triefend, zu durchwachen. Ein harter Entschluß! Denn als die zweyte Stunde der Mitternacht vorüber war, erhob sich ein kalter Sturm im Gebürge, der sie grimmig zusammenschüttelte: einzelne Hageltropfen peitschten mitunter auf die nackten Capitalisten los, daß sie vor Schmerz hätten schreyen mögen. Auch vermochten sie nicht, ihren Vorsatz auszuführen. Kälte und Strapatzen übermannten ihre Natur, und sie fielen alle drey in einen betäubenden Schlaf.

Schon wieder Schlaf? hör' ich die Leser sagen,
Das ganze lange Mährchen dreht
Sich nur um Geld und Schlaf und Traum und eitle Plagen.
Wohl wahr! doch könnt ich euch, ihr lieben Leser fragen:
Obs in der Wirklichkeit nicht eben also geht?
Was ist das Resultat von unsern Lebenstagen?
Geld, Schlaf und Traum und eitle Plagen.

Da habt ihr nebenbey auch etwas Hausmoral;
Und ist das Mährchen euch zu schaal:
So könnt ihr ja, den Dichter zu bestrafen,
Noch eh' das Ende kommt, vor langer Weile schlafen.

Und als sie erwachten, ach! wie erstaunten sie, als sie um sich her einen großen Haufen Volks stehen sahn, das vor Lachen zerspringen wollte. Bestürzt rieben sie sich die Augen, und siehe da, sie saßen so nackt und besudelt, wie sie aus dem Sumpfe gestiegen waren, und auf der rechten flachen Hand hielten sie — statt des Goldklumpens — etwas

Was misverstandne Artigkeit
Auf deutsch zu nennen uns verbeut,
Und was, so weit er sonst die deutsche Derbheit treibt,
Blumauer *) selbst nur züchtiglich umschreibt.

Wie die Betrognen aufsprangen, und vom Pöbel verfolgt, ein jeder in seine Wohnung eilten, darf ich nicht erzählen. Sie konnten am Orte nicht ausdauern, sondern machten sich bey Nacht und Nebel davon. Wir zweifeln billig, daß sie ihr Abentheuer mit Rübenzahl so oft und gern werden erzählt haben, wie Joseph das seinige.

*) S. Gedicht an den Leibstuhl.

Der

Der Rübenzähl.

Drittes Mährchen.

Herzlich fade! soll ein Leser oder eine Leserin am Schlusse des letztern Mährchens ausgerufen haben, ohne sich jedoch bestimmt zu erklären, ob dieses Prädikat dem guten Geiste oder dem Erzähler gelte. Wer kann mirs verdenken, wenn ich mir diese Unbestimmtheit zu Nutze mache, und jenen Ausruf von mir weg auf den Helden meiner Mährchen schiebe, der solche Ehrentitel besser gewohnt ist und heroischer ertragen kann, als ich. Verliehrt er doch auch in der That gar wenig dabey, da wohl die größten Geister dem Schicksale unterworfen sind, daß sie ihre faden Stunden haben. Indessen möcht ich ihn nicht gern mit diesem verächtlichen Nachhall

abscheiden lassen, und blättre daher aus den Quart- und Octav-Chroniken seines Thatenreichen Lebens noch eine Begebenheit heraus, die vielleicht besser gefällt.

Kommt, tretet näher, ich will singen
Von Zauberey und unerhörten Dingen.
Die Leyer schwirrt: welch ein Gedicht!
Mein Auge glüht, mein Leib wird sichtlich größer.
O Muse — ja verständ' ich nicht
Die Dichter-Etiquette besser —
Ich riefte dich dort von der Ilme Gründen,
Von deinem Ruhmbekrönten Greis,
Ein kleines, kleines Lorbeerreis
Um meine Schläfe mir zu winden.

Sehet, lieben Leser! so würd ich nun in einem fort singen, wenn — es keine Kritiker gäbe, die einem falschen oder harten Reim nachjagen, wie Ritter Christoph, von dem ich jetzt in Prosa weiter erzählen werde, den Ebern und Hirschen.

Es war ein wilder ungestümer Mann, dieser Ritter Christoph. Oft hatte ihn Rübenzahl in seinem Revier hallohn und hurra'n gehört, und wenn dann sein weiches Herz den Anblick der jämmerlich gehetzten Thiere

und der zerstampften Saatfelder nicht mehr ertragen konnte, dann sprengte er in der Gestalt des wilden Jägers unter den Jagdtroß des Ritters, oder trieb ihn durch plötzliche Stürme und Wetter von dannen. Kamen vollends von den Unterthanen des Ritters Klagen über seine Härte und Grausamkeit eingelaufen: so durfte er sich ganze Wochen lang nicht in des Geistes Bezirk blicken lassen, ohne von grausen Wettern bewillkommt zu werden.

Doch wißt ihr wohl von Udolf oder Veit *),
Wie rauh und ungestüm in jener biedern Zeit
Ein Ritter war. Ihn freute nur das Klaffen,
Raub und Halloh, der Humpen und der Spieß:
Und wer solch Leben ihm mit weisem Ernst verwieß,
Den nannt' er Pinsel oder Pfaffen.

So häufte Christoph Schuld auf Schuld
Mit Wüthen, Hetzen und Verschwenden.
Was kümmert ihn der Geist! Ein Hirsch mit sechszehn Enden
War wichtiger für ihn, als eines Geistes Huld.

---

*) Udolf und Veit Vornamen von Ritter-Romanschreibern.

Rübenzahl beschloß also, der armen geplagten Unterthanen des Ritters und der Thiere, die dieser Nimrod so grausam zu Tode hetzte, sich im Ernst anzunehmen, und beyden Ruhe zu verschaffen, denn

Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art.

Ungestöhrt ließ er ihn also ein Paar Tage in seinen Gehölzen herumjagen, und trieb ihm sogar das Wild zu, um ihn immer lüsterner zu machen. Ein leichtes wäre es hier dem Geiste gewesen, unbemerkt dem Ritter auf gut Satanisch den Hals umzudrehn, und so auf einmal Thiere und Menschen von ihrem Peiniger zu befreyen: zumal da die weise Lehre, daß der Zweck die Mittel heilige, schon damals bekannt war. Aber Rübenzahl war weiser, als diese Lehre.

An einem Morgen gewahrte der Ritter einen hohen, treflichen Hirsch, der hitzig auf die Höhen zulief. Christoph wollte die Ehre ihn zu erlegen, allein haben, und befahl seinem Trosse zurück zu bleiben,

Und Hussa! gieng es hinter her,
Der Hirsch verlockt ihn kreuz und queer,
Tief in den Wald, auf unbekannte Bahn:
Jetzt wird er schußgerecht: jetzt legt der Ritter an:
Jetzt fällt das Thier. Fort Hunde, trarara!
Voran! und packt es bey der Wamme —
Ich komme gleich. Doch eh' er sichs versah,
Lag Pferd und Reuter tief im Schlamme.

Er schrie immer lauter, je tiefer er einsank, aber sein Troß war zu weit entfernt, und sonst in der ganzen Gegend kein Mensch. Schon steckte das Roß bis an den Hals im Moraste: schon sah der Ritter sein Ende vor sich:

Ach, ruft er laut, wer rettet meine Seele!
Auf einmal schaute links aus einer Höle
Etwas hervor; ob menschlich Angesicht,
Ob Tyger oder Bär, erkannte Christoph nicht.
Ach, schrie er, du da mit dem Kopfe,
Erbarme dich, und hilf mir armen Tropfe
Und meinem Thier. Das etwas nahte sich:
Es war ein Mensch, von Ansehn fürchterlich,
Bedeckt mit Mooß und rauhem Schmutze:
Ein Schurz von dichtgeflochtnem Rohr
Umgab den Leib: aus einer Fell-Kapuze
Ergrinste schauerlich ein knöchern Antlitz vor.

Hu! schrie der Rittersmann, ihr seyd, mein Herr!
Ein Teufel oder Heiliger.
Doch wer ihr seyd, kommt, rettet mir das Leben,
Dann fordert, was ihr wollt, ich will euch alles geben.

Der Waldmann brach vom nächsten Gebüsch einen Ast ab, und suchte den armen Schwimmer daran heraus zu ziehn. Bald hatte dieser seine Füsse aus dem Schlamme gehoben, schon begann das Roß, sich unter ihm zu bewegen: knack, da brach der Ast, und Christoph sank bis unter die Schultern ein. Zweymal noch wiederholte der Waldmann diesen Versuch, aber jedesmal mißlang er, und Christoph steckte nun bis dicht an die Lippen im Sumpf.

Du siehst, begann mit rauher Stimme
Der fremde Mann — mein redliches Bemühn,
Aus dem Moraste dich zu ziehn,
Ist ohne Frucht. Gewiß hat dich im Grimme
Ein höh'rer Geist, um nimmer zu entfliehn,
Hierher gebannt. Die Rache kann wohl schlafen,
Doch endlich wacht sie auf, den Sünder zu bestrafen.
Wie mancher ist vielleicht von dir gehetzt
In Sumpf und Moor gestürzt! Wie manches Menschenleben

Hast du vielleicht an einen Hirsch gesetzt!
Wer kann nunmehr der Rache widerstreben!

Ach! inniglich fühlte der Ritter sein Gewissen aufwachen, und bekannte dem schmutzigen Beichtiger, daß er diesen schmählichen Tod hundertfach verdient habe. Nur noch einmal bat er diesen, etwas für seine Rettung zu thun. Der Waldmann besann sich lange: doch als der Ritter schon bis an die Augen einsank, da ergriff er ihn mit schnell verlängertem Arm beym Schopf und warf ihn wie einen Federball, ans trockne Ufer. Nun helft mir euer Roß herausziehn, rufte er dem Geretteten zu: es geschah, und Christoph fiel dem Waldmanne zu Füßen, ihm für diese Hülfe zu danken.

Dort ist eure Beute, sprach der wundersame Retter, und zeigte auf das erlegte Thier. Schnell vergaß Christoph beim Anblick desselben alles erlittene Ungemach, und die ganze Jagdlust erwachte in ihm von neuem. Abwechselnd sah er die sechszehn Enden und seinen ernsthaften Retter an. Wollt ihr, sprach

er endlich mit vieler Ueberwindung, wollt ihr zum Danke für eure That dieses edle Thier behalten? Zwar hätte ich es selbst gern bey einem morgenden Gelag verschmaußt: aber der Dienst, den ihr mir geleistet, ist wohl eines solchen Preises werth.

Ein schöner Preiß! versetzte der mit Lachen,
Ich kann, so oft ich will, mir solche Braten machen.
Denn dieß Gebürge, dieser Hayn,
Mit allen Thieren, groß und klein,
Herr Wilddieb! wisset, der ist mein:
Ich sprech ein einzig Wörtchen leise,
Sogleich kommt ohne Ruf und Weih,
Aus allen Ecken Rudelweise
Das Wild von aller Art herbey:
Dann wähl ich was es immer sey,
Nach Wohlgefallen mir zur Speise.

Mit großen Augen klotzte der Ritter den seltsamen Mann an, und innerlich regte sich bey ihm ein ritterlicher Unwillen über den Ehrentitel, den er so eben erhalten hatte. Sein Ehrgefühl erwachte, und so sprach er denn mit abwechselndem Groll und Schauder den rauhen Fremdling zum leztenmal an:

Verzeihet, Fremdling, daß ich frage
Als Ritter: wer ihr seyd, daß ihr
Mich einen Wilddieb schmäht? Nach alter Sage
Hat dieses ganze Berg-Revier
Noch keinen Herrn. Und solch ein Wesen,
Wie ihr, bedeckt mit Schmuz und Graus
Sieht warlich nicht nach einem Graven aus.
Wo kann man euren Namen lesen?

Doch ja — ihr — ich besinne mich —
(Hier kreuzt' und seegnete der Ritter sich)
Ihr seyd gewiß — hu! hu! ihr heißt —
Auf! hebe dich von mir, unreiner Geist —
Ich bin ein Ritter und ein Christ —
Entfleuch, wo du zur Heimath bist —
Fort in den Ort der ewgen Qual!
Von hinnen, Satan — Rübenzahl!

Und o Wunder! im Nu stürzt er, die letzte Sylbe noch im Munde, todt zur Erde: seine Seele aber fuhr in den Leichnam des Hirsches, und Rübenzahl, denn er war der Wundermann, nahm von des Ritters Körper Besitz. In vollem Jagen setzte nun Ritter Christoph in seinem Hirschgewande davon, indeß sein Körper mit einem fremden Inhaber zum Jagdtroß zurücktritt.

Welch eine glückliche Veränderung für Christophs Unterthanen! Mild und sanft herrschte an seiner Stelle der gute Berggeist, niemand konnte sich diese schnelle Umwandlung des wilden Ritters erklären. Alle wilde Gelage wurden abgestellt, die Saatfelder blieben unzertreten, und jeder Bedürftige fand bey diesem Pseudo-Christoph Hülfe und guten Rath.

Gegen alle Regeln des Mährchens — denn auch so ein winzig Ding, wie ein Mährchen ist, hat seine Regeln — will ich jetzt in der Mitte stehn bleiben, und fragen: wie's euch gefällt? Denn ich merke schon, es ist nicht Verwickelung, nicht Schauder und Entsetzen genung in diesem Abentheuer, und ihr seyd durch Blut- und schwarze Brüder, durch Vehm- und Gruft-Richter, durch wankende Gespenster, schaurige Berg-Ruinen, und all das modrig-grause Personale der Ritterbücher jämmerlich verwöhnt. Die ihr das seyd, euch verzeih ich eine ärgerliche Antwort auf meine Frage nicht: euch aber desto williger,

die ihr euer Seelen-Auge an Hesperus Glanze stark gesehen habt, und gern in diesen Hesperiden-Gärten weilt, goldne Früchte zwischen Silberblüthen abzubrechen *).

Und nun weiter! Der verwandelte Christoph trieb sich scheu und bang in fremden Wäldern herum, mit dem Bewußtseyn seiner vorigen Thaten und seines jetzigen Zustandes. Schrecklich tönte in seine Seele jedes Hundegebell, jeder Ton eines Jagdhorns: kaum getrauete er sich, hier oder dort ein Viertelstündchen zu grasen, oder das Laub von einem Bäumchen abzustreifen. Und als nun erst die Jagdzeit herankam, wie zitterte und zagte der arme Ritterhirsch! Vergebens; denn mehr als zehnmal ward er von Hunden und Jägern halbe Tage lang herumgehetzt, und wenn er dann von Schweiß triefend, mit lechzender Zunge niederstürzte, rettete ihn jedesmal nur ein Ohngefähr, um ihn von neuem die Qua-

---

*) Alles, was Jean Paul geschrieben hat.

len eines gehetzten Thieres empfinden zu lassen. Fürwahr, dacht' er dann oft, nie hätte ich das grausame Hetzen so gierig getrieben, hätte ich gewußt, wie solch einem Thiere zu Muthe ist.

Ein ganzes schreckliches Jahr war er so herumgeirrt, unstät und flüchtig: da schlich sich allmälig ein Heimweh nach seinen Bergen bey ihm ein. Heimlich und schüchtern suchte er sich den Rückweg, und in Kurzem erreichte er den Fuß der Sudeten. Oft schlich er von hier zur Nachtzeit an sein heimisches Dörfchen, blickte mit nagender Sehnsucht an die Burg hinauf, in der er sonst gehaußt hatte, und stand manchmal Stundenlang in wehmüthigen Reverien verlohren, bis ihn das Klaffen des Hofhundes aus den Träumen aufschreckte, und in sein Lager zurücktrieb.

Lange Zeit hatten die wilden Jagden in diesem Bezirk geruht: endlich kam es auch dem sanften Pseudo-Christoph ein, eine große Hetze anzustellen. O wie erquickend war unserm Menschhirsche der Ton der nahen Jagd-

hörner, denn er hatte aus Ueberdruß fest beschlossen, sich den Verfolgern Preiß zu geben, um wenigstens auf seinem heimischen Boden auszuhauchen. Die Hunde spürten ihn aus, aber ein besondrer Unstern erschwerte ihm diesen Wunsch: erst, nachdem er einen Tag grausam gehetzt war, ward er getroffen.

Und siehe da! ein neues Wunder — Aber mein Himmel, hör ich schon wieder jemanden ausrufen, wie kann man sich doch mit Wundern unterhalten! Ich dächte, gar wohl.

Wir Menschen — fürchtet nicht, ihr lieben Herrn!
Daß euch ein Heer von Definitionen
Bereitet sey, um euch den Kern
Der Thiere, die dieß Erdeney bewohnen,
Zu schildern, oder euch zum größten Leide
Zu zeigen, wie dieß Thiergeschlecht
Sich von Jahoos und Ourangs unterscheide.
Dazu bedarfs beym Deutschen und Mongolen
Nur eines Blicks vom Scheitel bis zur Sohlen.
Wir Menschen also sind, jetzt unterbrecht mich nicht,
Mysterien und Wundern sehr ergeben.
Wenn auch ein Gott zu uns durch seine Werke spricht,
So wünschen wir für unser Leben
Doch gern noch eine Schaar von Götterchen daneben;
Wenn auch das Korn von Himmelsseegen reift,

Der Fußtritt der Natur von Fette träuft,
Der Weinstock blüht, und was zur vierten Bitte
Noch sonst gehört, zu unsrer Hütte
Von selbst sich naht: doch sähen wir es gern,
Wenn uns zu Zeiten Veridome
Und Oberon und sonst ein mächtger Gnome
Ein bißchen kräftige Magie
Nur auf ein Viertelstündchen lieh.
Verdenkts uns nicht: denn, glaubt es mir, die Welt
Mit ihrem Einerley nach ewigen Gesetzen
Ist Schuld daran. Wir alle schätzen
Das Tägliche gering: das Seltne nur gefällt.
Die Sonnen auf und untergehen,
Die Kugeln sich ums Centrum drehen,
Die Menschen auf den Füssen stehen:
Wir wollen 'nmal was Neues sehen.

Und so ein bischen Menschlichkeit
Lauft wohl mit durch. Doch nennt ihr alles Plunder,
Was selten ist, so thut es ungescheut.
Ihr andern hört mein neues Wunder.

Kaum war das erlegte Thier bis in den Saal der Burg gebracht worden, als plötzlich der bisherige Ritter Christoph zu Boden sank. In dem Augenblicke verließ Rübenzahl seine Interims-Wohnung, und machte dem alten Besitzer Platz.

Ach wie ganz anders lebte und webte nun der sonst so wilde Christoph! Treulich gieng er auf dem Wege seines menschenfreundlichen Vorfahren fort; und damit ihn nie sein voriger böser Geist wieder ergreife, hieng er zum steten Erinnerungszeichen die Haut des Hirsches, in der er so lange gebüßt hatte, in seinem Wohnzimmer auf.

Der Drachenberg, genannt der Klang.

Eine Volkslegende.

Kinder, kennt ihr den Berg im Reichenſteiner Gebirge, den die Leute den Klang nennen? und wißt ihr, woher dieſer Name kommt? Nun, ſo will ichs euch erzählen: aber ihr ſeyd doch nicht furchtſam? denn

Ihr ſollt vom böſen Geiſte hören,
Der, ſchwache Menſchen zu bethören,
All ſeine Tauſendkünſte vereint.
Erſt glänzend, wie der Erde Götter,
Dann gräßlich ſchwarz im grauſen Wetter,
Huhu! mit Hörnern und Krallen erſcheint.

Durch Glanz und Freuden weiß der Böſe zu betrügen,
Doch guckt der Pferdefuß — Ihr lacht und treibet Scherz?
O laßt euch nicht in ſtolze Ruhe wiegen:

Denn

Denn seht ihr gleich den Feind nicht sichtbar um
euch fliegen —
Der schlimmste Feind ist — euer eignes Herz.

Gebt keinem bösen Gedanken Raum, wenn er auch Anfangs nicht so böse aussehen sollte. Sagt nicht, daß ihr nichts davor könnt! Vater Luther sagt gar recht: Man kann nicht wehren, daß einem die Vögel nicht über den Kopf fliegen, aber wohl, daß sie einem nicht auf den Kopf nisten: also kann man wohl einkommenden bösen Gedanken nicht wehren, aber wohl, daß sie nicht in uns einwurzeln.

Es lebte vor langen Jahren in der Gegend des genannten Gebirges ein erfahrner Richter, ein redlicher Mann, aber arm: so, daß ihm der Unterhalt von sieben Kindern oft bittre Sorge machte. Wenn seine Nachbarn in Freuden und Ueberfluß lebten, wenn der und jener bald durch Erbschaft, bald durch einen andern Glücksfall Geld und Gut gewann: so gieng unserm armen Hausvater immer ein Stich durchs Herz. Man konnte nicht sagen, daß er andern ihr Glück miß-

gönnte: es war nur Unmuth über seine eigene Dürftigkeit: besonders kümmerte ihn die Unterstützung seiner Kinder fürs Künftige. Sein Verdienst langte dazu nicht hin, und auf Glücksfälle konnte er nicht Rechnung machen.

Eines Tages saß er auch auf seinem Sorgenstuhl, und hieng diesen bekümmerten Gedanken nach. Er hatte eben vor, zwey seiner Söhne unter Menschen auszuschicken, und überlegte, wie er ihnen eine mäßige Ausstattung verschaffen könnte. Allerley Pläne giengen ihm durch den Kopf: bald wollte er unterdessen etwas von den ihm anvertrauten Mündelgeldern nehmen, bis er es wieder erstatten könnte, bald etwas anders. Als ihm nichts gut dünkte, ward er fast unzufrieden mit seinem Schicksale, und brach in Klagen aus. Vergebens traten ihm alle die geistreichen Kernsprüche vom Vertrauen auf Gottes Wege vor die Seele: sein Kummer und Unwillen drängte sie auf die Seite: und es fehlte nicht viel, so hätte er sein Leben und Geschick lästernd verwünscht.

Sieh, da ward unvermuthet ein vornehmer Herr gemeldet, der unsern klagenden Hausvater zu sprechen verlangte. Er kam. Ich habe gutes Zutrauen zu euch, Herr Richter, sagte der Fremde, eure Ehrlichkeit ist in der ganzen Gegend bekannt. Nun habe ich daheim viel baares Geld liegen, was mir und und andern nichts nützt. Wie wäre es, wenn ihr einen Theil davon übernähmt, und in eurer Gegend, wenn jemand dessen bedürfte, gegen mäßigen Zins austhätet? Was ihr über diesen bekommt, ist auf ehrliche Art euer: allen Schaden aber will ich tragen. Dieser Antrag kam unserm Richter Anfangs sonderbar genung vor, aber der Fremde wußte ihm bald alle Bedenklichkeiten auszureden, und schlug ihm vor, unterdessen allenfalls nur einen kleinen Versuch zu machen. Gienge der Handel nicht von statten, so könne man ihn wieder aufgeben.

Nun wohl, dachte der Richter, es ist doch in der Sache nichts Unrechtes, und mäßigen Zins nehmen, ist kein Wucher. Also ward

der Vertrag vorläufig geschlossen, und um den Abend wurden große Säcke Geldes in des Richters Haus gebracht. Ach wie ward ihm da auf einmal zu Muthe, als er diesen Mammon unter seinem Dache hatte! Freude und Angst rangen ihm im Herzen. Begierig schüttete er einen Beutel aus, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß all der Haufen baares Geld sey. Wie die lieblichste Musik klangen die harten Gulden auf dem Tische, also daß er einmal ums andre seiner Frau zurufte: wie klinget es!

Du magisches Metall, deß Glanz die Augen blendet,
Indeß dein Klang das Ohr entzückt,
Und jeden Mißton unterdrückt;
Das Ruhm und Hoheit um sich spendet,
Wohin es dir, du Eigensinn, gefällt,
Du wahres Lebensmark der Welt!

Denn sagt, was kann das Gold nicht alles thun und geben!
Dem Schwachen Kraft, dem Schurken Ehrlichkeit,
Dem Häßlichen Gestalt, dem Kranken neues Leben,
Kurz alles, was die Welt erfreut.

Nur eines ist dir nicht beschieden,
Nur eines, was für aller Erden Pracht

Nicht feil ist — Heiterkeit und innrer Seelenfrieden.
Und darum, liebes Gold, verlacht
Der Weise dich, so wie der muntre Zecher,
Dem feuriger sein Auge rollt,
Und darum nennen dich, in ihrer Hand den Becher,
Die frohen Dichter — Lausegold!

Nicht lange, so zeigte sich eine gute Gelegenheit zu einem sicheru Darlehn. Unser Richter nahm den vorgeschlagenen mäßigen Zins, und eine Kleinigkeit für seine Mühe. Bald fand sich ein andres Geschäft, und der gute Mann nahm etwas mehr. Allmälig stieg die Mühe, und mit ihr der Zins. Aber der Richter ward überzeugt, daß er nichts Böses thue. Er stattete seine Söhne aus, konnte sich und den Seinigen etwas zu Gute thun, durfte nicht seine Nächte schlaflos durchkümmern, und that doch keine Sünde. Nach Verlauf eines Jahres sprach der fremde Herr wieder bey ihm ein, ließ sich die Zinsen auszahlen, und beschenkte seinen Unterhändler reichlich. Auch vertraute er ihm noch ein größeres Capital.

Ach! die Schlange der Verführung ist glatt. Wo sie ein Schlüpfloch findet, um den Kopf hineinzustecken, fährt sie bald mit dem ganzen Leibe nach. Jeder Blick, den unser guter Mann in den Geldkasten that, vermehrte in ihm die Liebe zum Gelde, und die Klugheit es zu vergrößern, nahm mit jedem Geschäfte zu. Hatte er irgendwo etwas Unrechtes gethan, so vergiengen alle Gewissensbisse, wenn er die Gulden zählte, und es war, als ob ihm dabey irgend eine Stimme zurufte: Höre, wie klinget es!

So verstrich das zweyte Jahr, und er hatte schon ein schönes Capital auf die Seite gelegt. Der Fremde kam wieder, um einen neuen Kontrakt zu machen. Noch größer war die Summe, die der Richter jetzt erhielt, nud an den Zinsen wurde ihm schier die Hälfte geschenkt. Dafür bedung sich der reiche Mann nur den einen Punkt aus, daß der Richter über ein Jahr um dieselbe Zeit ihn in seiner Burg im Reichensteinschen besuchen und bey ihm verweilen wolle, um seine liegenden Gel-

der durchzuzählen und zu berechnen. Der Mann willigte mit Freuden ein. Jetzt langte der Reiche den schon aufgesetzten Kontrakt aus der Tasche. Er war roth geschrieben. Was soll das? sagte der Richter. Herr, antwortete der Fremde, ich habe euch so viel getraut, thut mir dagegen auch, was ich verlange. Unterschreibt euch mit eurem Blute: ich habe nun einmal den Eigensinn, daß ich keiner andern Unterschrift traue. Der Richter besann sich lange, aber des Fremden Zureden half: er ritzte sich in den Finger, und schrieb mit seinem Blute den Namen hin.

Wie? sprecht ihr, wußte nicht der Mann,
Die Unterschrift mit eignem Blute
Verpfände Seel' und Leib', das hätt' ich nicht gethan.

Ach Kinder! sagt, wie war denn euch zu Muthe,
Wenn ihr so oft in der Gefahr
Zu sündigen, der Sünde nachgegeben?

O faßt der Böse nur ein Haar,
So seyd ihr gänzlich sein: es hilft kein Widerstreben.

Nun hört denn: dieses ganze Jahr
War in des guten Mannes Leben

Das schrecklichste. Viel arge Büberey
Viel schändlichen Betrug begieng er ohne Scheu.
Der Wittwen Schreyn, der Waysen Angstgewimmer
Umtönten jetzt umsonst sein Ohr,
Hob sein Gewissen ja zu Zeiten sich empor,
So macht' ihn bald des Goldes Klang und Schimmer
So fühllos wieder, wie zuvor.

Eines Tages hatte er eben das Haus einer Wittwe ausgepfändet, deren verstorbner Ehemann durch unchristlichen Wucher ihm verschuldet war. Freudig berechnete er Abends den Vortheil, den er bey diesem Handel hatte; seine Hausfrau und Familie hatten sich schon zur Ruhe begeben. Horch! da rasselte eine Kutsche vor die Thüre; man klopfte. Erschrocken eröfnete der Richter das Haus. Siehe da standen zwey stattliche Bediente, in feuerfarbner Livrey gekleidet, mit Gold und Silber reich verbrämt. Sie entschuldigten ihre späte Ankunft mit einem Unfall, der sie am Tage aufgehalten, und verlangten, der Richter solle sogleich einsteigen, um mit ihnen, wie er versprochen, zu dem reichen Herrn in

seine Burg zu fahren. Nur um einen klei- nen Aufschub bat der Richter, daß er sein Geld verschließen und bey seiner Familie Ab- schied nehmen könnte. Aber vergebens. Die beyden Diener ruften ihm mit fürchterlichem Tone zu: Unserm Herrn muß man Wort halten: und so setzten sie ihn, wie er war, mit Gewalt in die Kutsche, die jetzt über Stock und Stein davon fuhr.

Erst schien ihm die Sache ein Traum: aber allmälig überzeugte er sich, daß er wirk- lich wache. Desto seltsamer kam ihm nun das Betragen der fremden Bedienten vor, und bald fiel ihm manche ängstliche Besorgniß ein. Besonders fürchtete er, daß diese Leute zu einer Diebsbande gehören möchten, die unter- dessen seine Kasten ausräumen würde. Durch die Fenster in der Kutsche konnte er nichts erblicken, als einen düstern Nachthimmel: kein Weg, kein Strauch war zu unterscheiden.

Schier eine Stunde war der Wagen, wie im Fluge, fortgerollt, da dröhnte von weitem ein fürchterliches Ungewitter heran. Der Wa-

gen gieng langsamer. Ein grauser Orkan führte das Ungewitter näher. Schlossen schmetterten um den Wagen herum, wie Steine, und fürchterliche Blitze erleuchteten die rabenschwarze Nacht. Weder Fuhrmann, noch Bedienten ließen sich merken. Der bedrängte Mann versuchte heraus zu blicken. Aber ganze Ströme von Schlossen schlugen ihm in die Augen. Immer bänger und bänger ward ihm ums Herz: auch ans Gebeth konnte er nicht mehr denken.

Jetzt ward es still, und der gepeinigte Mann wollte abermals zum Schlage heraussehen. Brr! da stand ein fürchterliches weisses Gesicht vor dem Fenster, und blöckte mit einer feuerrothen Zunge, die Ellenlang heraushieng. Der Mann fuhr erschrocken auf das andre Fenster zu, aber hier gähnte ihm ein schwefelblauer Rachen entgegen: also, daß er schier ohnmächtig auf seinen Sitz zurückfiel.

Du, Kleiner, rückst so nah an mich,
Ich glaube, Kind, du fürchtest dich?
Ja fürchte dich: doch nicht vor Schwefel-Rachen,

Und solcher Phantasie
Nein! vor dem Laster selbst: denn wisset, so erwachen
Die bösen Menschen einst, so quälet sie
Die Sünde, die sie jetzt als Kleinigkeit verlachen.
Die Thörichten! Spät oder früh
Wird das Gewissen sie noch fürchterlicher schrecken,
Als wenn zehn tausend Burlibi
Die rothen Zungen lang aus ihrem Halse strecken.

Der Wagen hielt, und der Schlag ward geöfnet. Einer der Diener holte unsern halbtodten Reisenden heraus. Neues Schrecken. Vor einer schwarzen Höle, an deren Eingang ein Klafterlanges Feuer brannte, stand der fremde Herr, und empfing den Richter mit harten Worten. Kennst du diese Schrift? rufte er ihm zu, und hielt den blutigen Kontrakt hin. Kennst du mich? Jetzt fielen des Richters Blicke niederwärts, hu hu! da sah er unten an dem reichen Manne einen großen Pferdefuß hervorgucken. Komm in meine Burg, und zähle mein Geld, brüllte ihm dieser entgegen, griff ihn beym Schopf, und rasselte mit ihm in den Drachenberg hinunter.

Hier steht nun der Mann mitten unter bösen Geistern, und zählt zur Strafe seines Unrechts einen großen Haufen Geld nach dem andern, und wenn er müde ist, schreyt ihm ein böser Geist in die Ohren: Höre, wie klinget es!

Und wenn man heute noch einen Stein in den Schacht dieses Berges wirft, tönet es von unten herauf: Höre, wie klinget es! Darum haben die Umwohner diesen Berg den Klang genennet.

Vermischte Sachen.

Ueber Lustigkeit, Lebensart, Ton und verwandte Begriffe.

Wenn wir unsere Väter über die vorigen Tage sprechen hören: so rühmen sie einmüthig, daß damals weit mehr frohe Geselligkeit geherrscht habe, als heute *). Ich hörte einst einen verständigen Alten folgendermaßen urtheilen.

Wir waren damals, sagte er, in Rücksicht der Haupt-Klassen der Stände weit schärfer

*) Auch Flögel in seiner Gesch. der komischen Literatur Th. 1, S. 125. macht die Bemerkung, daß er (namentlich) die Schlesier nicht mehr so lustig finde, als ehedem.

abgeschnitten, als es die Menschen jetzt sind: aber es gab nun in diesen Klassen nicht wieder so viel Ein- und Abtheilungen, wie heute. Alle, welche zu einer Haupt-Klasse gehörten, hielten treulich zusammen, ohne durch Rücksichten gezwängt zu seyn, ohne befürchten zu dürfen, daß sie sich von ihrer Würde etwas vergeben möchten. Wir waren gleichsam Freymaurer, deren Gebräuche unter ihnen selbst gelten, und die von keinem Fremden bespöttelt werden, weil ihnen kein Fremder zusieht. Eure jetzige Universalität zwingt euch beständig, an den und jenen, dieß und das zu denken, woran man im frohen Umgange eigentlich gar nicht denken sollte. Man sah oft einen von uns den Lustigmacher der Gesellschaft vorstellen, nicht etwa durch feinen Witz, sondern allenfalls durch die derbsten Pickelheringsstreiche. Deshalb durfte er sich nicht die Nacht über kümmern, ob man ihn etwan austrage, ob der und jener Böses von ihm sprechen würde: deshalb durfte er sich am andern Tage nicht scheuen, den Leuten ins

Auge zu sehen: deshalb durfte er nicht durch falsche Würde wieder einzubringen suchen, was er durch Lustigkeit verlohren zu haben glaubte.

Wir nahmen aber, fuhr der Mann fort, damahls unsre Kinder nicht mit in jede Gesellschaft, am wenigsten in unsre frohen Zirkel. Wir überliessen sie den Müttern, oder, wenn diese bey uns waren, dem Gesinde, welches zu meiner Zeit bey weitem so schlimm nicht war, als es durch die jetzige Halb-Kultur geworden ist. Auch hielten wir ihnen Gesellschaft ihres gleichen, und legten es durchaus nicht darauf an, aus ihnen solche Gesellschafts-Puppen zu machen, wie man sie jetzt sieht, kokette Mädchen von 6 Jahren, und geleckte, naseweise Jungen von acht. Die meisten Verleumdungen und Nachreden, die euch jetzt schüchtern machen, schreiben sich von den Mißverständnissen und Mißdeutungen eurer Kinder her: ich kenne sogar Mütter, die ihre Kinder dazu abrichten, unter dem Sicherheitsbriefe kin-

discher Unachtsamkeit und Einfalt die Gäste zu behorchen, und Nachrichten einzutragen.

Auch standen wir damals mit der Gelehrsamkeit auf einem ganz andern Fuße. Gelehrte Kenntnisse waren weder so allgemein verbreitet, noch in so nahe Verhältnisse mit dem wirklichen Leben gerückt, wie gegenwärtig. Ich weiß, daß man jetzt ordentlich für die Gesellschaft studirt, und daß man in der Gesellschaft ein Verdienst darin sucht, über gelehrte Gegenstände zu sprechen: die das am besten können, nennt man gebildete Menschen. Denn mit dem litterarischen Tone hat sich auch das eingeschlichen, was seit einiger Zeit unter dem Namen Geschmack über Wissenschaften, Sitten, Menschen und Staaten, Kunst und Natur despotisirt. Wer sich Lust hat, zu wälzen, der wälze sich, sagte ein alter freundlicher Mann. Aber unsre Leute von Ton würden jedem, der sich wälzte, Geschmack absprechen. Im Ganzen genommen, sind es grade die Gelehrten und Geschmackvollen, die

sich am meisten in Gesellschaften langweilen und Langeweile austheilen.

Ich darfs auch wohl nicht leugnen, sagte der gute Mann ferner, daß wir damals in manchen Stücken derber und unmäßiger waren. Wir tranken viel und schweiften oft in der Lustigkeit aus. Das war freylich nicht gut. Aber unser Körper war gesünder, und unser Wein besser. Heutzutage ist ein Uebel an diese Stelle getreten, welches weniger in die Augen fält, aber im Stillen vergiftet, die Wollust. Mit erschlaftem Körper, und verpesteter Phantasie schliechen viele unserer Gesellschaften zusammen, und können dann keine Kraft aufbiethen, sich unter einander zu vergnügen. Kränklichkeit macht empfindlich, und niemand ist im Grunde trübsinniger und verschloßner, als der Wollüstling.

Die wissenschaftliche Bildung, das Raffinement und der Geschmack hat allerdings dem Ausbruch der ungeselligen Leidenschaften Schranken gezogen, aber sie dafür desto tiefer ins innere Mark eingeätzt. Jähzorn oder

Hochmuth treten nicht mehr so viel und trozig auf, aber dafür nagt inwendig am Herzen bitterer Groll und Kabalengeist, Eigendünkel und Empfindlichkeit. Jene Leidenschaften schlugen die geselligen Zirkel plötzlich auseinander: bey diesen dauern sie matt und schüchtern fort; eine Blume, die den Wurm in sich trägt. In der That, schloß der Mann, wenn ich mir die vielen Besorgnisse und Rücksichten dencke, die jetzt zwischen die Herzen der Menschen eingerückt sind, als Scheidewände: die vermehrten Sorgen und Kummerstände, welche das Herz pressen, und, wenn es sich zur geselligen Mittheilung ausdehnen will, es schnell wieder krampfhaft zusammenziehn; so muß ich mich wundern, nicht, daß es so wenig, sondern, daß es noch so viel gesellige Freude unter euch giebt.

So weit der Alte. Die Leser werden es dem Standpunkte, aus welchem er die Dinge ansieht, zu gute halten, wenn er hier und da zu viel sagt, und manches zu einseitig nimmt.

Was wir ihm nachgeben können, beruht, dünkt mich, auf folgenden:

Es ist wohl gewiß, daß wir an Lustigkeit, wenigstens an der, die wir hatten, verlohren haben. Ich will hier nicht an andre Verhältnisse denken, welche dazu wirkten; ich bleibe bey der Geschichte der Geselligkeit stehen.

1. Wir haben uns von Seiten des geselligen Lebens nicht nach und durch uns selbst gebildet, wie etwa die Griechen: wir stimmten uns durch Nachahmungen um, wie die Römer, aber weniger vorbereitet und unter ungünstigen Umständen. Der Römer bildete sich nach einem unterdrückten und besiegten Volke, wir nach einem in vielen Stücken uns überlegenen *). Erreichte selbst der Römer

*) Warum wir den Franzosen besonders nachahmten, davon wird der Kenner der Geschichte genung Gründe angeben können. Zu den Ursachen, warum wir insbesondere ihre Geselligkeitsform uns zu eigen zu machen suchten, gehört, dünkt mich, auch die Aehnlichkeit des Verhältnisses, in welchem bey ihnen und uns das weibliche Geschlecht stand.

sein Muster nicht: so könnten wir es noch weniger. Als wir anfiengen französische Formen auf unsern Boden zu verpflanzen, waren wir deren noch nicht ganz empfänglich. Kein Wunder, wenn nun zwischen dem, was uns eigen war, und dem, was wir entlehnten, eine besondere Gährung entstand, deren Niederschlag ein gewisses Etwas war, was uns nicht gut stand. Die französische Form konnte, wenn man nicht das Temperament und den Charakter der Nation zugleich mit entlehnte, auf deutschem Boden natürlich nichts anders, als Steifigkeit und Zwang werden. Wir nahmen ihre Fesseln an, aber ohne die Fertigkeit, welche ihnen eigenthümlich ist, sich in diesen Fesseln leicht und mit Anmuth zu bewegen.

2. Die Römer konnten alle zugleich von ihren Mustern lernen. Bey uns blieb die Nachahmung, aus natürlichen Ursachen, Anfangs nur in den höhern Ständen eingeschränkt. Diese fanden sich bald genöthigt, die Uebrigen alle, als roh und grob, von sich

entfernt zu halten, und konnten dieses um so leichter, da ihr Zwang und ihre Steifigkeit Niemandem viel Lust machte, sich ihnen zu nähern. Die mittlern Stände blieben also noch lustig, als jene schon lange steif geworden waren. Sie lernten aber auch wegen der Absonderung das Gute der Form nicht kennen: ja es war sogar eine Zeit, wo eben diese Form nicht etwa bloß lästig, sondern selbst unmoralisch erschien, als einige unwürdige Nachahmer anfiengen, Ungezogenheiten und Ausschweifungen in dieselbe einzupassen und mit derselben zu bemänteln. Gleichwohl kam mit der Zeit auch die Reihe an die mittleren Stände. Aber — sie lernten von schlechten Kopien *), und da es ihnen an der Dreustigkeit und trotzigen Sicherheit fehlte, welche

*) Der schlechteste Grieche war für den Römer immer noch ein besseres Muster, immer noch origineller, als der deutsche französisirte Grosse es damals für die übrigen Stände seyn konnte. Jenes erkannte Scipio, später noch Germanicus.

Stand, Rang und Ansehen einflößen: so wurde ihre Nachahmung durch Schüchternheit und Peinlichkeit noch verzerrter. Satyren und Lustspiele aus jener Zeit, und einige übriggebliebene Spuren bezeugen es. Solche Karrikaturen aber taugten nicht mehr für die engern vertrauten Zirkel der Lustigkeit, und noch nicht für die Versammlungen der großen Welt. Daher entstand im geselligen Leben ein neuer Mittelstand, der Anfangs von beyden Partheyen verlacht wurde, aber nach und nach auf die, von denen er sich ausgeschieden hatte, sehr zurückwirkte. Allmählig wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse ausgebreiteter und mehr nach Regeln gestimmt, deren Beobachtung der Lustigkeit hinderlich war. Wer weiß es nicht, daß man damals die Lustigkeit sogar für das Zeichen von schlechter Gesellschaft nahm, und den Lustigen alle gute Lebensart absprach. Es giebt noch Gesellschaften, deren Mitglieder so ernst und steif da sitzen, als dächten sie über des Reiches Wohlfahrt nach, die zur Tafel hinwal-

len, als giengen sie zum h. Abendmahl, und die jeden mit grossen Augen ansehen, der etwas mehr wagt, als zu lächeln.

3. Eine sehr grosse Veränderung bewirkte die Revolution in den Wissenschaften. Worauf schon zu Anfange dieses Jahrhunderts Thomasius so ernstlich gedrungen hatte, daß man mehr für das wirkliche Leben studiren solle: das kam immer mehr und mehr in Ausübung. Die Wissenschaften fiengen an — durch welche Veranlassungen und Beförderungsmittel, gehört nicht hieher — ihren Schulton abzulegen, und giengen in die Welt ein. Der Gelehrte suchte sich mehr und mehr von Pedanterey loszumachen, und gab in vielen Zirkeln den Ton an. Die allgemeinere und leichtere Verbreitung gelehrter Kenntnisse beförderte die Bemühung des Ungelehrten, in diesen Ton einzustimmen, und man fand täglich mehr, daß in der wissenschaftlichen Bildung ein reicher Stoff zur angenehmen Unterhaltung liege, und daß sich daraus eine ganz andre Theorie des geselligen Umgangs

entwerfen lasse, als diejenige, welche man aus stillschweigender Uebereinkunft bisher angenommen hatte. Selbst die Grossen, die noch dazu an dem Größten, an Friedrich, ein ermunterndes Beyspiel hatten, liessen sich diesen literarischen Ton gefallen. Natürlich ist auch durch ihn eine gewisse Würde in die Geselligkeit gebracht worden, welche aber vor der eben erwähnten den grossen Vorzug hat, daß sie sich auf etwas Reelleres gründet, und daß sie durch diejenige Anmuth, welche die Wissenschaften und Künste geben, so gemildert, und zu einer solchen Vollkommenheit ausgearbeitet werden kann, daß die Geselligkeit unendlich dabey gewinnen müßte. Wahr mag es darum immerhin seyn, daß der Gelehrte und Halbgelehrte in allen den Zirkeln Langeweile findet und verbreitet, wo diese literarische Stimmung nicht herrscht.

4. Lustigkeit im Umgange ist nicht möglich, ohne grellen Abstich von Charakteren und Sitten der einzelnen: zumahl bey einer Nation, die so wenig Leichtsinn und schnellen

Witz hat, als die unsrige. Immer muß da einer oder der andre durch seine Sonderbarkeit die Kosten der Gesellschaft machen: man muß sich über Jemanden, der es verträgt, lustig machen können. Nun giebt es aber nichts, was die auffallenden Ecken der Menschen mehr abschleifen und einen dem andern ähnlich machen könnte, nichts, was diejenige Gutmüthigkeit, die sich dem Lustigen Preiß giebt, mehr ausrottete, als wissenschaftliche Bildung. Dem Ungelehrten zum Gegenstande seiner Lustigkeit zu dienen, dazu dünkt sich der Gelehrte zu gut: und wenn ein Gelehrter seine lustige Laune gegen den andern ausläßt, so wird diesem sogleich einfallen, man wollte ihn rezensiren.

5. Ohne Zweifel hat auch die mit der Zeit erfolgte nähere Vereinigung der verschiedenen Stände vielen Einfluß gehabt. Auch durch das wechselseitige Bemühen, sich nichts zu vergeben, ist in die Gesellschaft eine gewisse Würde eingetreten, die die Lustigkeit verscheucht hat. Ich habe oft in gemischten

Gesellschaften die Bemerkung gemacht, daß die Vornehmen sich alle Mühe gaben, durch Vorgang und liebkosende Aufmunterung die Geringern in Lustigkeit, gleichsam als in ihr Element, zu versetzen: diese sich aber dagegen immer weiter in ihre zurückhaltende Würde zogen, als wolten sie zu erkennen geben, daß sie auch verstünden, etliche Stunden in Gesellschaft auszuhalten, ohne lustig zu werden. Dieser Zwang wird theils dadurch vermehrt, daß die Niedern immer noch nicht den Gunstbezeugungen der Grossen genung trauen, woran viele von diesen Schuld sind, welche das rechte Benehmen nicht tief studirt haben, theils dadurch, daß, besonders in den neusten Zeiten, eine Menge Ideen in Umlauf gekommen sind, welche die Grossen in den Augen der übrigen Welt sehr verkleinern. Mit dieser verminderten Achtung hat sich zum Theil auch die sorgsame Aufmerksamkeit verlohren, womit man sich ehehedem nach ihnen zu bequemen suchte: und dieses will sich wieder mit

der politischen Scheu nicht vertragen, die man nicht ablegen kann.

Manches andre, was mein Alter gesagt hat, mag vielleicht im Allgemeinen nicht treffen, aber es kann im Einzelnen zur guten Lehre dienen.

Man kann sich gar wohl eine Verbindung von Menschen, selbst einen förmlichen Staat denken, wo das Ganze, wie das Einzelne, sich wohl befinden würde, wenn auch das alles nicht bekannt wäre, und ausgeübt würde, was wir Lebensart, guten Ton, Höflichkeit, u. s. w. nennen: im Fall nemlich ein jedes Mitglied alle ihm obliegende Pflichten und Verbindlichkeiten streng und gewissenhaft erfüllte: im Fall also niemand auf Gunst, sondern bloß auf Gerechtigkeit oder Mitleid Anspruch machen dürfte.

Denn wenn ich mir hinwegdenke, die Abhängigkeit des Einen von der Laune des Andern; die Gleichgültigkeit, womit man das gründlichste Verdienst da übersieht, wo es sich nicht in einem angenehmen Aeussern selbst

vorführt; die mancherley Versehen und Nachlässigkeiten in der Pflichterfüllung, wofür man Schonung und Nachsicht nöthig hat: den Mißstand, welchen der Luxus zwischen unsern Bedürfnissen und den Mitteln zu ihrer Befriedigung veranlaßt hat: so bleibt mir nichts übrig, worinn ich eine Aufforderung fände, an solche Tugenden des Aeussern zu denken, als das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Geschlecht. Auch dieses würde jedoch in einem Spartanischen Staate eine dergleichen Erfindung nicht nöthig machen, und würde nur da in dieser Art wirksam seyn, wo man sich stillschweigend vereinigt hätte, den Schleyer holdseeliger Verschämtheit, den die Natur selbst der Begierde vorhält, nicht zu zerreissen, sondern den wilden Trieb in sanfte Sehnsucht zu verwandeln und den Naturreiz durch Liebreiz zu erhöhen.

Alles, was man in einer solchen Verbindung von Menschen, wie ich sie mir denke, für das Aeussere verlangen und beobachten würde, wäre, dünkt mich, nichts weiter, als Wohl-

stand, das heißt, die Vermeidung aller solcher Aeusserlichkeiten, welche auf Gesinnungen schließen lassen, die von der Gesellschaft für lasterhaft gehalten werden. So würde der Reiche, wenn er in überall geflickten Kleidern einhergienge, gegen den Wohlstand fehlen: er würde nicht eigentlich unmoralisch handeln, sondern er würde nur die Gesellschaft veranlassen, auf unmoralische Gesinnung, (niedrigen Geitz) zu schließen. Eben das wäre der Fall mit dem, welcher in Andrer Beyseyn sehr viel und sehr emsig äße oder tränke, und damit Andre veranlaßte, ihm Unmäßigkeit unterzuschieben. Auch hier käme indessen, so wie bey dem, was wir mißbräuchlich zum Wohlstande rechnen, alles auf die Verträge der Gesellschaft an: und da, wo es ausdrücklich gebothen wäre, eine Kleidung bis auf den letzten Faden abzutragen, oder nur einmahl und zwar sehr geschwind zu speisen, würde jenes nicht Zeichen des Geitzes, dieses nicht der Unmäßigkeit seyn.

Und wie hat sich denn nun alles das eingeführt, was wir unter so vielfachen Benennungen in den Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens antreffen? Mich dünkt, in diese Erfindungen theilen sich alle Tugenden, Schwachheiten und Laster, so wie alle menschliche und bürgerliche Verhältnisse der Menschen. Manches erfand die Gutmüthigkeit und Menschenliebe, manches die Bequemlichkeitsliebe, manches die Eitelkeit, der Stolz, die Partheylichkeit, Eigensucht, manches die Furcht, vieles die Schmeicheley, einiges die Langeweile und Zerstreuungssucht, einiges der Kleinigkeitsgeist Einzelner, vieles gehört auf die Rechnung der Geistesbildung und des Geschmacks, eben so vieles ist vielleicht aus ganz zufälligen Umständen entstanden. Dieß alles macht, daß man nicht leicht oder gar nicht eine Geschichte dieser Erfindungen schreiben kann. Statt allgemeiner Vermuthungen darüber wird es besser seyn, einige Augenblicke bey den hierher gehörigen Begriffen selbst zu verweilen.

Wir haben noch nicht genung gethan, wenn wir im Verkehr und im weitern oder nähern Umgange mit Andern bloß den allgemeinen Wohlstand beobachten. Es giebt an jedem Orte und zu jeder Zeit gewisse angenommene Weisen des Wohlstandes, welche sich auf besondre Verhältnisse, der Stände, Pflichten u. s. w. beziehen. Das Allgemeinste davon heißt Lebensart, welche in gute und schlechte eingetheilt werden kann. Die Regeln derselben stehen mit der Moralität in keinem deutlichen Zusammenhange.

Zur guten Lebensart gehört die Höflichkeit, oder die Bezeugung unsrer Achtung gegen Andere durch conventionelle Ausdrücke und Gebehrden, (wir mögen nun eine solche Achtung empfinden oder nicht) in der Absicht, Andre zu ehren. Man kann also nur gegen solche Personen höflich seyn, welche nicht gar zu hoch über uns sind, gegen Niedrigere und Gleiche. Wer auf keine Ehre in der Gesellschaft Anspruch zu machen hat, wird durch Höflichkeit eher

beleidigt, oder weiß sich wenigstens nicht darein zu finden. Der Landmann legt seinem Herrn einen freundlichen Gruß, und dergl. nicht für Höflichkeit, sondern für Güte oder Gnade aus.

Wem die Höflichkeit nicht gut läßt, wer darinn nicht die gehörigen Gränzen hält und Ort und Zeit beobachtet, dem fehlt es an Anstand und er verstößt gegen die Schicklichkeit. Linkische und eckigte Verbeugungen mögen immerhin höflich seyn, aber wir vermissen dabey die Manier. Den Damen die Hände zu küssen, ist höflich: wer es in der Kirche, an einem sehr in die Augen fallenden Orte thäte, würde unschicklich verfahren. Darf doch der Mann, im priesterlichen Ornate, diese Sitte nicht mitmachen, ohne einen gleichen Tadel zu erfahren.

Höflichkeit mit dem Gefühl des Schicklichen verbunden, gehört zur guten Lebensart, im engern Sinne, oder zum guten Ton. Verbunden mit Anstand macht sie einen Theil der Artigkeit aus. Denn Ar-

tigkeit sagt ausserdem noch etwas Anderes. Man ist z. B. unartig gegen das weibliche Geschlecht, wenn man den Damen Zweydeutigkeiten vorsagt und kleine thätliche Angriffe wagt: man kann dieß mit aller Höflichkeit, d. h. Achtungsbezeugung gegen das Individuum thun, und ist doch unartig (gegen das Geschlecht.) Eine Linie in dieser Unartigkeit weiter, streift gegen das Gebieth des Wohlstandes und der Ehrbarkeit; man wird unsittlich, oder, wo diese Begriffe nicht so streng genommen werden, unbescheiden.

Es giebt eine Schicklichkeit, die man, möcht' ich sagen, a priori kennen kann: eine andere, die ich erst lernen muß, weil sie hier oder dort durch Konvention eingeführt ist; diese letztre heißt Ton. Daß es unschicklich sey, einer Dame mitten in der Kirche vor aller Augen die Hand zu küssen, kann ich aus der Vergleichung mit dem Orte und Zwecke der Versammlung wissen: daß man aber an manchen Orten vornehmen oder fremden Frauen diese Höflichkeit nicht erweisen darf,

gehört zum Ton dieser Orte, den ich nur lernen kann.

Dieses alles gehört zur Bezeugung unsrer Achtung gegen Andre, um sie unmittelbar zu ehren. Aber wir können dieß auch mittelbar thun. Und beydes zusammengenommen, macht das aus, was man den guten Ton nennt.

Guter Ton setzt nothwendig (wahre oder erkünstelte) Moralität voraus. Es gehört dazu, daß man alles vermeide, was gegen die allgemeinen Begriffe von Sittlichkeit, Wohlstand und Sicherheit verstossen könnte: daß man also seine Leidenschaften unterdrücke, um Andre nicht durch den Ausbruch derselben in Leidenschaft zu versetzen: daß man sich hüte, lasterhafte Neigungen zu zeigen, damit Andre nicht glauben dürfen, als trauten wir ihnen wenig moralisches Gefühl zu, und verlangten Gleichgültigkeit und Schonung gegen diese Neigungen: daß man nichts thue, was Andre veranlassen könnte, sich vor unsrer Gegenwart zu fürchten, und sich nicht sicher zu glauben:

daß man die Ansprüche derselben auf anständige Bequemlichkeit nicht stöhre: daß man ihnen nicht durch eigne Unbeholfenheit und und Steifheit Zwang anthue, oder sie durch Ungebundenheit unwillig und verlegen mache.

Kommt zu diesem guten Tone eine gewisse äussre Form, eine tiefere und schärfere Aufmerksamkeit, gegründet auf langes und vielfältiges Studium des menschlichen Herzens: so entsteht feiner Ton, der entweder unser eignes Werk, oder von Andern erlernt seyn kann. Es giebt Verhältnisse, wo das leztre leicht angeht, wo schon Kinder damit bekannt gemacht und daran gewöhnt werden. Diese Verhältnisse und die daraus entstandne Lebenskunst heissen große Welt.

Alles dieß zusammengenommen, läßt sich auf folgende allgemeine Principien bringen:

Beobachte alle die eingeführten Sitten und Gebräuche, womit man seine Achtung gegen Andre, als Bürger, unmittelbar zu bezeigen pflegt, willig, ungezwungen, zur rechten Zeit und am rechten Orte. Deine Maxime dabey

sey: einen Jeden durch deine Achtungsbezeugung eine Stufe höher zu erheben, als die ist, auf welcher er wirklich steht. Gute Lebensart.

Thue, nächst Beobachtung der allgemeinen Wohlstandsgesetze, alles, was Andrer erlaubten Eitelkeit schmeicheln, ihre Bequemlichkeit befördern, und ihre gute Laune erwecken und erhalten kann, mit unmerkbarer Aufopferung deiner eignen, Eitelkeit, Bequemlichkeit und übler Laune. Guter Ton.

Studiere das menschliche Herz, und zeige Andern eine tiefere Aufmerksamkeit auf unbemerkbare Kleinigkeiten: suche deinem Benehmen so viel schöne Form zu geben, als mit der Würde deines Standes bestehen kann. Große Welt.

Von allen dem, was bisher berührt ist, unterscheidet sich die Humanität, obgleich einige Schriftsteller sie ebenfalls dahin zu rechnen pflegen.

Humanität ist die innere Achtung für absolute Menschenwürde. Sie kann also über-

all fehlen, wo Lebensart, guter Ton und große Welt anzutreffen ist: aber sie ertheilt diesem Allen erst wahren moralischen Werth. Der humane Mann achtet im Andern nicht Stand und Ansehen, sondern den Menschen: er kann sogar von den conventionellen Achtungsbezeugen abweichen, wenn er nur diese seine Gesinnung äussert.

Gegen diejenigen, welche sich selbst gering zu schätzen oder sich zu wenig zu erheben scheinen, beträgt er sich so, daß er das Gefühl der Menschenwürde in ihnen rege macht, und stärkt: bey denen, welche es haben, hütet er sich sorgfältig, gegen dieses Gefühl anzustossen.

Hat er abweichende religiöse oder politische Meynungen: er wird sie nie zu einer Zeit oder auf eine Art vortragen, daß er Andre kränken, sie irre oder verlegen machen könnte. Hat er zu tadeln oder Verweise zu geben, er wird es immer so thun, daß er in

fehlenden Menschen doch jederzeit den Menschen schont, daß er ihm noch immer einen Rückzug in sein besseres Ich freyläßt, und ihn nicht bis zur Verzweiflung an eigner Moralität treibt. Hat er mit Menschen zu thun, die sich selbst einmal verlohren, aber bald wieder gefunden hatten: so wird er sich in Acht nehmen, zu verrathen, daß er darum wisse, oder sie auch nur von weiten an ihre Verirrung zu erinnern. Erzeigt er Wohlthaten: so vermeidet er auf alle Art, den, der sie empfieng, die Abhängigkeit fühlen zu lassen, oder ihn um Dankbarkeit zu mahnen.

Der Mann von Lebensart, gutem und feinem Ton, legt es darauf an, daß man ihm solche Gesinnungen zutraue: der humane Mann hat sie wirklich. Der erstre kann daher oft nur bloßer Komödiant der Humanität seyn: er beobachtet das Kostume und die Dekoration, und hat seine Rolle auswendig gelernt.

Ich leugne nicht, daß es auch eine Humanität geben kann, die nicht auf Grundsätzen beruht. Und so wie man bey den Leuten von Lebensart und Ton häufig nur politische Menschenliebe antrift: so giebt es bey humanen Personen hin und wieder blos ästhetische. Sie sind human, weil das Gegentheil nicht schön ist, weil sie dadurch in Geschmakswidrige Verhältnisse kommen könnten, weil es ihren zarten Sinn beleidigt. Humanität giebt der Seele und dem Körper Sanftheit und Ruhe, wie der Geschmack: sie befördert einen innern Wohllaut und vermehrt unsern ästhetischen Genuß. Gleichwohl muß man sagen, daß in einer solchen Seele eine gute Grundlage vorhanden seyn muß, von Weichheit, Sanftheit und feinem Gefühl. Daher denn Menschen dieser Art ohne Bedenken mit ächt humanen verwechselt werden, und sich von diesen nur dadurch unterscheiden, daß es ihnen an Energie und Allgemeinheit fehlt: wie sie denn in Fällen, wo ihr Gefühl für das Schöne nicht aus-

langt, oder etwa beleidigt wird, sich entweder gar nicht Rath wissen, oder sogar inhuman werden.

Von der ächten Humanität gehen alle die Tugenden des Umgangs aus, durch welche wir Andern **unmittelbar gefallen**, **Gefälligkeit**, **Verbindlichkeit**, und der Inbegrif von diesem Allen **Amönität**, deren Character in **Freundlichkeit** und **Bescheidenheit** besteht.

Ein sonderbares Memnonium.

Im **ischen lernte ich einen Mann kennen, der in allen Stücken das Sonderbare liebte und Vermögen genung besaß, um seine Einfälle durchzusetzen. Ich will nur Eine Probe geben.

Gegen die sechste Stunde führte er mich in ein grosses Zimmer, bey dessen Eröfnung auf einmahl eine ganze Menge Uhren, nach einander und so verschieden zu schlagen anfieng, daß das Ganze einen seltsamen Eindruck auf mich machte. Sie wundern sich, sagte er, über diese Musick, ich muß sie ihnen erklären. Dieses Zimmer ist eigentlich ein Denkmal meiner verstorbenen Freunde und Bekannten, jede dieser Uhren stellt einen derselben vor. Durch einen Druck ließ er sie einzeln schlagen.

Bemerken sie, sagte er, mit welchem Lärm und Gerassel dieses hölzerne Werk ausholt, wie feyerlich langsam es die Stunde schlägt, aber die Glocke klingt hol, und am Ende hat die Uhr doch weiter nichts gethan, als sechs geschlagen. Das war einer von meinen Freunden. Mit grossem Geräusch kündigte er gewöhnlich an, daß er sprechen werde, sprach so feyerlich und volltönend, als wenns Offenbarungen wären, und am Ende hatte er etwas sehr Gemeines gesagt.

Diese kleine Uhre schlägt auf die leiseste Berührung, ohne auszuholen, und zwar so schnell und laut, daß man nie mitzählen kann. Der Mann, den sie vorstellt, machte es eben so. Nur ein leiser Anstoß, und er sprach so geschwind und heftig drauf los, daß man nie wußte, was er gesagt hatte.

Die dritte schlägt die ersten zweymal langsam und bedächtig, aber die letzten so hüpfend und ungleich, daß man aus ihr ebenfalls nicht klug wird. Mein Freund L. fieng gewöhnlich mit Ruhe und Ueberlegung an,

aber bald verwickelte er sich so, daß das Ende seines Gesprächs ganz sinnleer ausfiel.

Hier ist eine, die auf den Druck, eine halbe Secunde ausholt, als besönne sie sich, und dann mit der gehörigen Helle und Langsamkeit verkündigt, wie viel es an der Zeit ist. Sie können sich den Mann leicht denken, den sie vorstellt. Er besann sich einen Augenblick und sprach dann mit der gehörigen Deutlichkeit und Bestimmtheit, was er dachte.

Jene beyden verwirren sich selbst. Kaum fängt die eine zu schlagen an, so lärmt die andre in sie hinein, daß man keinen Ton mehr unterscheiden kann. Das waren zwey Leute, die einander nie zum Worte kommen liessen, sondern sich bey jeder Gelegenheit widersprachen, ohne selbst zu wissen, warum. Wie ein Zauber wirkte der Ton des Einen auf die Sprach-Organe des Andern.

So erklärte mir der Mann eine Uhre nach der andern. Wenn ich in dieses Zimmer komme, sagte er, so erinnre ich mich

aller meiner Freunde so lebhaft, daß ich bey dem Schlage der einen Uhr nachdenkend werden, bey dem der andern in Gelächter ausbrechen, und sofort in alle die Empfindungen versetzt werden kann, welche ich sonst im Zirkel jener Männer hatte.

Charaktere und Manieren für die Komödie.

Charakter eines Mannes, der sich über alles ärgert, was ihn angeht, über das Gegenwärtige und Künftige, über das Wirkliche und bloß Mögliche.

Wenn mir das begegnet wäre, ich wüßte nicht, was ich thäte!

So schlimm steht es jetzt schon, wie wird es erst weiterhin werden!

Wenn es nun dabey nicht geblieben wäre! Wenn nun das oder das dazu gekommen wäre!

Dieß sind seine Lieblings-Phrasen.

Noch komischer ist dieser Charakter zu finden. Gleichgültig gegen alles, was ihn selbst betrift, und gegenwärtig und wirklich ist: aber in der äusersten Hitze und Empfindlichkeit über alles fremde, bevorstehende und mögliche Uebel.

* * *

Charakter eines Mannes, der durch oft bestrafte Leichtgläubigkeit so weit gebracht ist, nichts so zu glauben, wie es ihm erzählt wird, sondern immer das Gegentheil für wahr zu halten. Daher bildet er sich ein, Alles zu wissen und allein recht zu wissen, was in seinem Kreise vorgeht. Diese Eigenheit läßt sich sehr gut vereinzeln und aufs Aeuserste treiben. Sie ist ganz dazu gemacht, Verwirrung zu veranlassen.

* * *

Charakter eines Mannes, der gern verfolgt seyn möchte, der also überall Neider

und Feinde sieht. Er hat aus Büchern sich ein schlimmes Bild von den Menschen zusammengesetzt, freut sich seiner Menschenkenntniß, und sucht bey jeder Gelegenheit, seine Grundsätze durch Erfahrung zu bestätigen: er sucht also Gelegenheit, die Menschen gegen sich aufzubringen, aber es gelingt ihm nie so, wie er es wünscht. Er schlägt z. B. einem jungen Manne die Hand seiner Tochter ab, um ihn zu erbittern: aber das Gesuch dieses Mannes war durch andre Umstände erzwungen und nicht ernstlich gemeynt, er freut sich der abschläglichen Antwort und haßt den Grämling — nicht. Dieser Charakter giebt die lächerlichsten Verwickelungen.

* * *

Ein weicher Mann, der überall etwas Rührendes sucht und findet. Aus der einfachsten Begebenheit, die ihm erzählt wird, mahlt er sich etwas der Art aus; er übersieht daher leicht und gern das Wichtigere,

und

und verweilt allein bey dem, was ihm rührend scheint. Oft hindert er etwas, um es hernach auf eine rührende Art wieder gut machen zu können.

* *
*

Ein Mann, den seine Lebhaftigkeit im Sprechen übereilt, so daß er entweder etwas ganz anders sagt, als er wollte, oder mehr, als er wollte. Seine Ausdrücke sind immer die stärksten und kräftigsten, daher alles in seinem Munde ganz anders wird, als es ist, und als er es sich selbst dachte. Natürlich, daß er seine eignen Aeuserungen hinterher nicht wiedererkennt und mit Heftigkeit verleugnet. Es ist ein Lügner wider seinen Willen.

* *
*

Eine der lächerlichsten Manieren ist die Versinnlichung bey Gesprächen. Es giebt Leute, die keinen Vorfall anders, als dramatisch

erzählen können. So hörte ich einen Mann, seinem vornehmen Gönner eine Schlägerey erzählen. Ich will es ihnen deutlich machen, sagte er zu diesem, stellen sie sich dorthin, sie sind der Schurke, der mich geschimpft hat, nun komm ich hier von der Seite, und gebe ihnen eins in den Rücken u. s. w.

* * *

Viele gerathen bey den gewöhnlichen Antritts- und Abschieds- Komplimenten in Verlegenheit, weil sie nicht gern die gewöhnlichen Formeln brauchen wollen. Ueber der Bemühung, etwas Anders zu sagen, bringen sie gar nichts oder nur halbe Worte zum Vorschein. Eine Scene zwischen zwey solchen Personen müßte viel Komisches haben. Beyde fangen mit denselben Worten an, beyde schämen sich, einerley zu sagen, und so schweigen sie plötzlich beyde u. s. w.

* * *

Zwey Personen; die eine von besonderm Zartgefühl in Gedanken und Ausdrucke, die andre so derb und plump, als es die Bühne verträgt. Jene sucht an allen Dingen die feinsten und humansten Ansichten, und drückt sich darüber eben so fein und human aus: diese sieht alles grell und derb, und spricht plump und ungestüm. So wie die erstre alle Augenblicke durch Pöbeley erschreckt und beleidigt wird, so befindet sich die letztre in einer besondern Verwirrung, wie etwan der ungehobelte Landmann, der in ein sehr prächtig geputztes Zimmer kommt, und links und rechts etwas zu zerbrechen fürchtet. Hat die erstre Person noch etwas von sanfter Herzlichkeit, so wird die Scene um vieles komischer.

* * *

Ein Mann, zu dem man in allen Verlegenheiten seine Zuflucht nimmt, der allen Hülfe und Vermittelung verspricht, aber in

der That für keinen sich verwendet. Der Zufall will es jedoch, daß alle, die sich an ihn wenden, auf andern Wegen ihre Absicht erreichen. Unterdessen schreiben sie dieses Glück auf die Rechnung jenes Mannes. Die Danksagungen, die er bekömmt, die ehrenvollen Namen, die man ihm giebt, der grosse Ruhm, der ihm zu Theil wird, ohne das Alles verdient zu haben, macht ihn selbst verwirrt und veranlaßt drolligte Auftritte.

* * *

Feind aller sogenannten Feinheit und Delikatesse, bemüht sich ein Andrer, die deutsche Gradheit in sich wiederherzustellen. Daher sagt er Jedem, wie ers nennt, die Wahrheit, theilt überall kräftige Lehren aus, und schmält auf Alles, was nach feinem Tone aussieht. Meistens aber trift er den unrechten Mann, verdirbt durch seine vermeynte Gradheit, was er gut machen wollte, und besinnt sich zuletzt eines Bessern.

Eros.

Eine Dichtung.

Aber bey allen Grazien! sagte Melida, und nahm ihrem Ottomar das Buch aus der Hand, wie können sie mir zumuthen, ein so dickes Buch gelassen vorlesen zu hören?

Es ist aber Plato, sein Gastmahl, das Gespräch von der Liebe, von —

Und wenn gleich. Ich sage ihnen, es geht unmöglich an. Wollen sie mir Stundenlang erzählen: ich höre mit Vergnügen zu. Der Gedanke, daß sie eben erst erfinden, oder doch bilden, was sie mir erzählen, die Freyheit, womit sie mich dabey ansehen können, die Ungewißheit, wie lang es etwa dauern kann, das alles macht mir die längste freye Erzählung weit erträglicher, als mir die Vorlesung

des unterhaltendsten Buches je seyn kann. Soll ich gelassen vorlesen hören, so muß es etwas sehr Kurzes und sehr Ueberraschendes seyn, und es muß in einem größern Zirkel von Zuhörenden geschehen.

Also wollen sie den himmlischen Eros nicht kennen lernen? —

Gern, recht gern. Aber aus Ihrer Beschreibung.

Das heißt, ein Meisterstück des Raphael aus einem elenden Holzstiche.

Wenn mir nun aber der Holzstich um seines Verfassers willen gefällt?

Darauf kann ich nichts thun, als gehorchen. Die Schuld ist Ihre, wenn —

Genung. Es wird nöthig seyn, daß ich nur gleich einen Eingang für Sie suche. Soll ich Ihnen das Chor aus Euripides singen, welches Sie mich einst gelehrt haben?

Gott der Liebe,
Der du ins Auge
Sehnsucht träufelst,
Der du in Seelen,

Die dein Scepter beherrscht,
Süße Grazie hauchst,
Nie erscheine mir im Zorne,
Nie im Herzensmisgetön!

Oder lieber das schöne Idyll mit den Schlußworten:

Sing ich Cypriens Sohn und die blonde Lycoris, sogleich wird
Meine Lippe beredt und ergießt sich in wonnige Lieder.

Nein, Melida, sagte Ottomar, nichts von dem Allen. Denn wer könnte gegenüber von Griechischen Liedern und einer solchen Sängerin Muth behalten, etwas vom Eros zu erzählen!

Ich will ohne Anrufung beginnen: vom schönen Eros, dem Gotte der Liebe, will ich sprechen, dem ewig schönen, dem ewig jungen — doch das wissen wir noch nicht, noch streiten sich Weise und Dichter über sein Alter. Jene, die nichts Würdigeres kennen, als weisses Haar und Runzeln, geben den Eros für alt aus. Diese, denen Jugend und Blüthe schöner dünkt, nennen ihn ein Kind. Wahr-

lich, sie irren beyde. Wahr ist es, Eros war vom Beginne der Zeit, niemand hat ihn entstehen sehen, aber deshalb ist er nicht alt.

Ist nicht der Frühling die erste aller Jahreszeiten? Und doch ist er nicht alt. Noch schmückt ihn die jugendliche Farbe, die er bey seiner Geburt hatte, und keine der Blumen in seinem Kranze ist verwelkt. — Die Sterne, so viel Jahrtausende sie am Himmel prangen, sind darum nicht, alt geworden, und die Flecken, die man an ihnen entdeckt, sind keine Runzeln, es sind zarte Schatten, die den allzulichten Glanz ihres Antlitzes mildern, damit ihn unser Auge vertrage. Eben so die Schönheit — war sie nicht schon damals, als Eros wurde, ist sie nicht bis auf unsre Zeiten gekommen, und hat sich eine ihrer Locken gebleicht, ein Zug in ihrem Antlitz verlohren? Sind die himmlischen Genien nicht vor dem Beginne dieser Welt gewesen, und sind sie darum alt geworden?

Aber auch ein Kind ist Eros nicht. Warum sollte ers seyn? Die Dichter sagen, weil

er schön und sanft und unschuldig ist. Aber dann müßte auch die Tugend, das schönste, sanfteste, unschuldigste Wesen, noch ein Kind seyn. Die Musen selbst, die Lehrerinnen der Männer und Greise, wären Kinder. Auch der Ruhm wäre es, dieser rüstige starke Gott, der mit Riesenkraft den Helden Statuen und der Tugend herrliche Tempel aufführt.

Sie sehen, Melida, Eros ist alt, ohne gealtert zu haben, und jung, ohne ein Kind zu seyn: er hat, wie Sokrates sagt, das Alter eines Gottes, und das Antlitz eines jugendlichen Menschen. Einer von Platons Gästen nennt den Eros weichlich und verzärtelt. Denn wenn die Göttin der Uebereilung Ate darum bey Homer die weiche heißt, weil sie ungefühlt über den Häuptern der Sterblichen einhergeht: so gebührt dieser Name dem Eros noch mehr, der auf den zarten und sanften Herzen der Menschen wandelt, und in den Seelen, die er betritt, nichts Hartes und Rauhes duldet. Aber, mich dünkt, dieser Schluß gilt wenig, und Eros darf darum

nicht weich seyn, weil es die Herzen der Menschen sind. Die sanften Rosen wachsen auf rauhen stechenden Aesten, mitten unter Dornen. Die zärtlichsten Vögel haben grade die härtesten Nester, und die Bienen, die aus Honig und Thau bestehen, haußten ehemals in harten Eichbäumen, während Raben und Geyer auf Lagern von Stroh und Federn nisteten. Und was wäre dann der Zorn, die Kühnheit, der Muth? Herrschen sie nicht auch in den Herzen der Sterblichen? Und doch haben sie nichts Weichliches, Schlaffes; sie sind nervigt und stark, in ihrer Hand ein Schwerdt, auf dem Haupte den Helm, immer bereit, zu toben und zu zertrümmern. Nein, Eros ist kein Zärtling. Mit Sokrates, das wissen Sie, gieng er barfuß, lag auf der Erde, brachte die Nächte unter Regen, Sturm und Frost zu. In Sparta schlief er in einem Schilde, und seine Bekleidung waren Waffen, seine Schminke Flußwasser und Staub aus der Rennbahn. Bey den Scythen diente er als Sclave, stach sich ohne

Zittern die Augen aus, und gab selbst sein Leben Preiß. Zwar weilt er am liebsten da, wo Sanftheit und Anmuth herrschen, aber er scheut das Gegentheil nicht. Scheuen sich denn die Bienen, so sehr sie zarte Blumen lieben, in rauhe Felsen einzukehren und auf Dornen zu sitzen?

Gleichwohl, Melida, hüten sie sich, den Eros für einen rauhen, derben Körper zu halten. Vom verzärtelten Weichling bis zum ungehobelten Bauer giebt es noch Mitteltinten. Marcil beym Plato giebt ihm die Gestalt des Sokrates: aber sehr unbesonnen: er hätte ihn aus Sokrates Seele und des schönen Phädrus Körper zusammensetzen sollen. Eros ist nicht weibisch, aber auch nicht rauh; nicht schlaff, aber auch nicht wild; er lebt nicht bloß in Serails, aber auch nicht in Schmiede-Essen: er ist zart ohne weichlich, rüstig ohne derb zu seyn. So sind Homers Götter zärtere Wesen als wir, aber sie vermögen, den Donner zu führen, gehen auf

Sturmwinden, und mischen sich in die Kriege der Sterblichen.

Verehren Sie mit mir Eros, den Erfinder der Wissenschaften und Künste. Die Religion ward erst da, was sie seyn soll, als sie die Menschen Liebe lehrte. Selbstliebe in Maaß und Gränzen ist das Geheimniß der Philosophie: die ganze Physik beruht auf dem Gesetz der liebevollen Anziehung, und die Mathematik lehrt nichts, als harmonische Vereinigung zum vollkommensten Ebenmaße. Sie wissen, daß Dichtkunst ohne Liebe nicht wirken kann: und die Sayten der Leyer tönen nie herrlicher, als wenn Eros sie rührt. Und welch ein Redner ist dieser Gott! Nicht seine Zunge blos, jede Bewegung der Hand, jeder Wink des Auges, jeder Wurf des Kopfs, eine einzige Thräne, selbst sein Schweigen ist die kräftigste, rührendste Rede. Pygmalion schuf die schöne Gestalt, vom Eros begeistert, und die Venus in Kos wäre nicht entstanden, hätte nicht Eros dem Künstler die Hand geführt.

Noch muß ich mit lautem Preiß seiner hohen Tugenden gedenken. Wie ist er so uneigennützig! Denn wer mag ihn mit Gold und Kleinodien gewinnen und locken, wer sah ihn je nach Gewinn gehen! Er kennt keinen Reichthum, als die Herzen derer, die ihm theuer sind. Er giebt gern, und so verbindlich, wie sonst keiner. Die geringsten Kleinigkeiten werden kostbare Gaben in seiner Hand, Bley zu Golde, ein Steinchen zur Perle. Gäbe das Glück ihm alle Kronen der Erde, er würde nicht eine behalten, seinen Freunden würde er sie aufsetzen, wenn sie dadurch glücklicher werden könnten.

Voll hohen edeln Sinnes ist Eros, ein Feind aller niedrigen Sclaverey. Bindet ihn mit goldnen Ketten, er trägt sie nicht: weder dem Glücke noch der Macht unterthan, ist er in sich stark und glücklich. Nur da dient er gern, wo seine Freunde befehlen. Mag die Tugend ihm die Flügel festbinden, er duldet es; mögen die Grazien und Musen ihn in einen Kerker werfen, er flieht nicht.

Und wer hat nicht seine Treue erkannt! Je mehr sich Schwierigkeiten finden, desto fester und muthiger wird sie: keine Gewalt vermag ihn da zu vertreiben, wo es ihm wohlgefällt, selbst die Zeit, die Eisen zermalmt, kann seine Bande nicht auflösen. Mag das Unglück seinen Geliebten niederschlagen, mag ihn das Alter entstellen, Eros verläßt ihn nicht; und wenn der Tod seinen Freund aufreibt, so verweilt er bey dessen Asche. Als Psyche aus seinen Armen entflattern wollte, wie leichte Luft, da küßte er sie in sich ein, um sich nimmer von ihr zu trennen.

O vermöcht' ichs, Melida, die liebliche Insel zu schildern, wo Eros wohnt, das dreymal geseegnete Erotien! Wie der Himmel da mit liebevollem Blicke über der Erde hängt, wie er kein Auge von ihr verwendet, wie er sie zur Nacht mit tausend hellen Augen ansieht! Und wenn Nebel und Wolken den Anblick ihm rauben, da weint er still und sanft, oder zeigt durch lautes Gemurmel, wie schmerzlich er gekränkt wird. Zärtlich und

voll Sehnsucht neigen sich in Erotien die Gipfel der Lorbeern zusammen, und murmeln sich geheime Geschichten von Liebe: und die silbernen Ströme, die unter ihren Schatten fließen, spiegeln dem neugierigen Wandrer das Bild seiner Geliebten entgegen. In dunkeln Grotten ruhen liebende Paare: nur eine ist noch leer, Melida, leer — für uns: lassen sie uns in ihrem Schatten Ruhe suchen!

Amor und die Vernunft.

Vern. Endlich tref ich dich hier bey Ogallis, mein schöner Feind, und wo hätte ich dich auch anders treffen können? Jetzt sollst du mir Stand halten, ich habe dir hundert Dinge zu sagen, die mir auf dem Herzen liegen. Antworte mir jetzt nur auf eine Frage, warum hassest du mich so bitter, warum fliehst du immer, wenn ich komme?

Amor. Ich weiß — in der That nicht, — warum du dich beklagst. Ich fliehe niemals vor dir, ich bin nie dein Feind gewesen, und habe, deucht mich, beständig mit dir in der schönsten Eintracht gelebt. Warst du nicht Richterin bey allen meinen Prozessen, habe ich nicht immer an dich appellirt, wenn

man

man meine Aufführung tadelte, bist du nicht beständig meine Gehülfin bey allem, was ich thue?

Vern. Ich möchte wissen, wie.

Amor. Der Geliebte beklagt sich bey dir über die Ungerechtigkeit seiner Spröden, er beruft sich auf dich, wenn er sagt, daß es vernünftig sey, zu lieben, was liebenswürdig ist. —

Vern. Sophistereien! nichts weiter. Meines Namens bedienst du dich bisweilen, aber meiner selbst nie. Du schleichst dich unter meinem Namen in die Herzen ein, hast du Besitz genommen, so wiegelst du alle Sinnen gegen mich auf — und ich mag dann Ehre und Pflicht zu Hülfe rufen, mag deine Verrätherereien aufdecken, wie ich will, alles vergeblich, ich muß weichen.

Amor. Deines Namens bedient ich mich nur, deiner selbst nie? Grad' umgekehrt, meine Süße! Denn sieh, bisweilen zieh' ich gegen deinen Namen zu Felde, aber gegen dich niemals. Oft genug find' ich in den

Herzen falsche Grundsätze, lächerliche Meinungen, thörichte Entwürfe, alle unter deinem Namen — sie machen mir viel zu schaffen, und versperren mir lange Zeit den Eintritt, denn sie nehmen gewöhnlich die falsche Schaam, falsche Ehre und dergleichen zu Hülfe. Dann aber alliire ich mich mit meinen Freunden den Sinnen und Vergnügen, und schlage die Gegner aus dem Felde.

Vern. Witzig, ich gesteh' es, aber nicht wahr. Wie willst du es wissen, daß diese Gegner nur meinen Namen führen? Du kennst ja mich und mein Gefolge gar nicht. Ich selbst, mein guter Freund, bin an der Spitze der Schaar, die du falsche Grundsätze, lächerliche Meinungen, thörichte Entwürfe nennst.

Amor. Unmöglich! Wie könnte ich dich unter dem Gesichte einer Alten, die ewig mürrisch ist, ewig gegen die Freuden predigt, eine Feindin der Natur und meiner selbst, je erkennen? Nein, überrede mich das nicht. Unter einem heitern fröhlichen Blicke, ohne

düstre Launen, der mir Beifall winkte und Hülfe versprach — da da hab' ich dich oft gefunden.

Vern. Ich verstehe dich — um mit dir gut zu stehen, sollte ichs nicht mehr mit mir selbst halten, sollte ich aufhören zu seyn, was ich bin. Nimmermehr! Zwischen uns ist kein Vergleich — ein Dreischrittseher wie du, ein helles Auge, wie das meine, ein junger Wüstling und eine bedächtige Matrone — kannst du den Unterschied größer finden?

Amor. Gut! Zänkereien werden nie ausgemacht, so lange sie nur im Allgemeinen geführt werden. Also laß dich einmal aufs Einzelne ein. Ich müßte nicht Amor seyn, wenn ich dich nicht zum Schweigen bringen sollte.

Vern. Es wird gut werden; denn ich sehe, Amor fängt an vernünftig zu raisonniren. — Nun so sage mir denn also, wenn ich von der Seele einer Schönen Besitz genommen, wenn ich sie beredet hatte, dem Willen ihres Vaters zu gehorchen, der ihr einen Gemahl bestimmte, warum bist du als-

dann so geschäftig, alles zu zerstöhren, was ich gethan habe, den bestimmten Gemahl ihr als den erbärmlichsten Wicht, den Geliebten als den vollkommensten Mann vorzumahlen? Heißt das vernünftig handeln?

Amor. Der Fall ist selten, aber wenn er kommt, so kommt er nie durch meine, sondern durch der Väter Unvernunft. Meine Rechte müssen unangetastet bleiben, du willst eben das für die deinigen. Und ist es denn nicht obendrein vernünftiger, einem Gotte gehorchen, als einem Menschen?

Vern. Ein andrer Fall: ist das nicht boshaft, ist das nicht gegen alle Vernunft, eine Person von mehreren zugleich lieben zu lassen? Welche Kriege, Zweikämpfe und Zerrüttungen sind nicht dadurch entstanden? Denke nur an den Trojanischen Krieg, an die Pest wegen Chryseïs, an den verderbenden Zorn des Peleïden Achilles, an den heiligen Krieg —

Amor. Wie? wenn ich nun sage, daß alle diese Liebhaber ihre Gründe haben, Eine

Person zu lieben, daß sie sich alle auf dich berufen? Du kannst freilich nicht dafur, wenn sie dich verkennen, ich eben so wenig.

Vern. Davon zuletzt. Ich nehme einen dritten Fall: wenn du einen Alten um sein Theil Vernunft bringst, wenn du ihn zum Thoren machst, daß er eine junge Schöne liebt, heißt das nicht, mir meine treusten Unterthanen abwendig machen? Ich habe keinen unangenehmern Anblick, als den eines alten Gecken, der die billets doux mit der Brille auf der Nase liest.

Amor. Und wäre das auch nur Vergeltungsrecht, so bin ich entschuldigt genung. Wie oft raubst du mir nicht meine Unterthanen? Aber ich denke, wenn ein Mensch desto vernünftiger ist, je älter er ist, so muß die Liebe eines Alten eine vernünftige Liebe seyn.

Vern. Wortspiele, Spitzfindigkeiten! Nur noch eins, und dann kein Wort weiter! Du schleichst dich oft in Personen von ungleichem Stande — Königinnen lieben ihre Sklaven,

Fürsten ihre niedrigsten Bedienten. Sage, wo ist Sympathie zwischen so ungleichen Personen? wo ist hier vernünftige Ueberlegung? wie kann sie bey einer ungleichen Liebe seyn?

Amor. Ungleich? ich mache sie alle gleich, ich erniedrige den König zu seiner Bedienten, erhebe den Sclaven zur Königin. Sympathie — du verstehst das Wort nicht — ist keine Gleichheit des Standes, des Vermögens, der Ehre, sie ist eine Gleichheit der Geburt unter einerlei Constellation, einerlei Temperament und einerlei Neigungen. Ich könnte dir klar beweisen, daß diese Sympathie in der ganzen Welt Gleichheit hervorbringen würde. Aber die Sache ist ein Geheimniß meiner Staatskunst und soll es bleiben. Diese Sympathie, diese verborgene Gleichheit, diese geheimen, unsichtbaren Bande die die Seelen verketten, sind die Grundpfeiler meines Throns. Ich herrsche unumschränkt, du mußt beständig Gründe angeben. Und nun noch etwas; der erste Grundsatz in

meiner Staatskunst ist der: je besser jemand vernünftelt, desto schlechter liebt er, und umgekehrt. — — —

Mit diesen Worten flatterte Amor davon.

Die Röthe.

Ein Bilderspiel.

Freue dich, Lukrezia, des schönen Feuers, welches auf deinem Antlitz die Farbe des Muths in die Farbe der Tugend schmilzt: ein keuscher, unschuldiger, ätherischer Glanz, der schöne Schatten deiner Seele, die edelste Blüthe deiner Wangen.

Aus den reinsten Gefühlen hat dir die Scham diesen Schleyer gewebt: minder hell glänzt der, den die Gerechtigkeit trägt: selbst auf Amors blendender Stirn prangt er so herrlich nicht.

Wie du, erröthet der Morgen von unschuldiger Scham, wenn er vor dem Angesichte der Sonne aufsteht: die Horen, seine Begleiterinnen, schmücken ihr Haar mit rothen Edelgesteinen, und der Mond schämt sich seines falschen Feuers.

Erröthend steigt die Sonne empor, und der Abglanz ihrer Wangen färbt den jungen Tag. Sanfte Röthe übersliegt die Wolken, und das Meer selbst verwandelt sich, o Wunder! aus einem Saphir in einen großen Rubin.

Roth ist die Sonne des Winters, das Feuer, roth das wichtige Metall der Erde, das Gold.

Die zarten Blumen, die der Lenz durchhaucht, und Zephyr an dem ersten Strahle der Frühlingssonne erwärmt, die jungfräulichen Rosen, erröthen bis in ihre Busen: unter der schattenden Knospe bergen sie sich, wie unter einem sittsamen Schleyer.

Von edelm Stolze erröthet der junge Apfel Proserpinens, Pomonas Liebling.

Roth sind die zarten Herzen der Sterblichen, in blendenden Purpur gehüllt, von dem die Wangen wiederleuchten.

In einer Grotte von Korallen ruht die Zunge, auf einem Throne von Rubin, zwischen elfenbeinernen Säulen.

Der Muth und die Kraft kleiden sich in Roth, indeß die Furcht und Verzweiflung erbleicht.

Die Wangen der Musen brennen von dem heiligen Feuer, das sie beseelt: und Amor glüht oon der Fackel, die er trägt.

Aber herrlicher glänzt die Röthe auf deinem Antliz, Lukrezia, wenn Scham und Ehre darauf thronen, mit königlichem Purpur geschmückt. Dann sind deine Wangen der Siz der Tugend, schöner als der Morgen; in einer Lilie die Seele einer Rose, und in einer Perle ein Rubin.

Das Seufzen.

Die Hore des Frühlings liebte den sanften Jüngling, Zephyr, Aurorens Sohn. Einst hatte sie ihn um den Abend in einer einsamen Grotte überrascht, und hielt ihn mit liebenden Armen fest. Die Gluth ihres Herzens erwärmte den spröden Jüngling, es ward ihm wohl in ihren Armen. Und so oft sie ihn küßte, zog sie voll Inbrunst sein ganzes Wesen in sich hinüber.

Lange seelige Stunden hatten sie beysammen geruht, da war die Hore eingeschlummert. Zephyr erhob sich und floh von ihrer Seite, damit seine Mutter ihn nicht hier fände und strafen möchte.

Und als die Hore am Morgen die Augen aufschlug, und ihren Geliebten nicht fand, da wähnte sie, er flattre als leiser Hauch ungesehen um sie, und mühte sich, ihn in den

Düften der Grotte einzuhauchen. Aber vergebens: sie athmete nichts, als die reine Luft, Zephyr war nicht mehr um sie.

Und immer, wenn die Sehnsucht nach dem holden Jünglinge ihr Herz ergriff, hauchte sie tief und voll in die Luft, ob sie vielleicht den flüchtigen Zephyr in sich einathmen könnte. So lernte die Hore des Frühlings seufzen, und der Frühling ist noch heute dem sehnsuchtsvollen Seufzen geweiht.

Die Perlen.

Andromeda war schön, aber zu gefällig lieh sie den Lobsprüchen der Schmeichler ihre Ohren, und ward auf ihre Schönheit eitel. Darum erhob sie sich über die Töchter des Nereus; darum sandte Neptun ein Ungeheuer, die beleidigten Nereiden zu rächen und die stolze Tochter des Cepheus zu verschlingen.

Wie sie da angeschmiedet am Felsen dem herannahenden Ungeheuer entgegensah, flog noch einmal der Gedanke an ihre schöne Vergangenheit durch ihre Seele, noch einmal dachte sie an ihren Phineus und weinte.

Leise rollten die Thränen herab auf das Gestade, und trockneten unter dem Strahl des Apollo zu Perlen ein.

Und noch dienen diese Tropfen der Wehmuth den Schönen zum Schmuck: die Thränen der stolzen Andromeda prangen an den Ohren ihrer eitlen Töchter.

Die Liebe der Dichter.

Apollo, der Gott der Weisheit und des Gesanges, hatte schon manches Herz gegen Amors Macht gewafnet. Darüber ergrimmte der kleine Gott, und beschloß, sich an dem Feinde seines Reiches bitter zu rächen.

Erst schoß er ihn mit einem Pfeile, dessen Gefieder aus Leukothoens schönen Locken gemacht war: und Apollo verliebte sich in die Nymphe. Aber Eifersucht stürzte sie ins Grab, und aus dem Hügel wuchs die duftende Weihrauchstaude empor.

Dann verwundete er ihn mit der Liebe zur spröden Daphne. Aber diese entfloh seinen Armen und ward zum Lorbeer. Apollo war vergebens schön und jung, er konnte um Amors willen nicht glücklich in der Liebe seyn: er konnte von der Liebe nur singen.

Seitdem war es das Loos der Dichter, daß sie bloß in Gesängen liebten, und in der wirklichen Welt keinen oder doch schlechten Lohn für ihre Sehnsucht fanden. Ihr Genuß ist Weihrauch, und der Preiß, den sie ersingen, ein Lorbeer um die Schläfe.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fülleborn, Georg Gustav, 1769-1803

Kleine Schriften zur Unterhaltung

Bd.: 1

Breslau [u.a.] (1797)

P.o.germ. 409-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108373-2
VD18 9053462X-001